

Italien 1400, in Oesterreich 1100, in den Vereinigten Staaten 12 500. Die Auflage der deutschen Zeitungen beträgt beiläufig 20 Millionen; die Summe ihrer Nummern jährlich zirka 5 Milliarden. In England und Frankreich erreichen die großen Zeitungen die größten Auflagen („Petit Parisien“ 1 200 000, „Petit Journal“ 800 000, „Daily Mail“ 1 000 000). Die größten deutschen Zeitungen sind die „Berliner Morgenpost“ 350 000, „Berliner Lokalanzeiger“ 250 000. Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ zählen 118 000; das verbreitetste Zentrumsblatt, die „Königliche Volkszeitung“, ganze 27 000 Abonnenten. Ein typisches Beispiel für die Entwicklung moderner Zeitungen bietet das „Berliner Tageblatt“. Dasselbe hatte 1898: 64 000 Abonnenten, 1900: 70 000, 1904: 94 000, 1908: 150 000, 1911: 205 000. Manche Zeitungen erscheinen täglich 20 Seiten stark. Die Wiener „Neue Freie Presse“ zählt Werktags zirka 40, Sonntags 60 bis 80, vor den Hauptfesten bis zu 160 Seiten (darunter zwei Drittel Annoncen), das andere Drittel würde den Schriftsatz zu einem ganz respektablen Buche geben.

Wie blitzartig die Berichterstattung funktioniert, dafür ein Beispiel aus England: 1903 spricht Chamberlain in dem 170 Kilometer von London entfernten Birmingham über Zollfragen. Die „Daily Mail“ will ihre Abonnenten möglichst bald von der Rede in Kenntnis setzen. Sie stellt in der Nähe des Redners einen großen Schalltrichter auf, der mittels eines Drahtes die Worte des Redners direkt nach London in den Stenographenraum der Zeitung leitet. Hier wird sie von zehn Stenographen abwechselnd aufgenommen und nach Umschrift für den Setzer sofort in Druck gegeben. 10.05 Uhr ist die Rede zu Ende, 10.20 Uhr gedruckt, 10.25 Uhr auf den Straßen Londons zum Verkauf ausgeben. Die Londoner „Daily Mail“ erscheint gleichzeitig in London, Manchester, Paris in fünf Auflagen (eine in Blindenschrift). Sämtliche Redaktionen sind durch Kabel über Land und Meer so verbunden, daß man in London in 1½ Minuten Antwort aus Newyork erhalten kann.

Das zweite Kapitel, „Moderne Publizität und ewige Ideen“, bezeichnet das Streben nach absoluter Aufklärung als die Grundtendenz der modernen Presse. Gegenstand der herrschenden Presse ist alles, besonders alles Skandalöse, das dem Klatsch und der Sensation Nahrung liefert. Der größte Triumph ist es für einen Journalisten, dem Publikum ein Geheimnis verraten zu können, das der Öffentlichkeit stets vorbehalten werden sollte. Da solche Dinge die Abonnenten bei der Stange halten und neue gewinnen, so werden täglich solche Geheimnisse — erfunden, und das Publikum betrogen. Von hohen Persönlichkeiten wird alles, Blitze, Gebärden usw. berichtet, ihre Worte, auch die gleichgültigsten, im Wortlaut widergegeben. Wenn sie nichts sprechen, wird wenigstens berichtet, was sie hätten sprechen können oder sollen, oder was man ihnen aus den Augen ablas.

In der Gegenwart beschäftigt sich die Presse auch mit der Wissenschaft. Sie wartet aber nicht, bis die Gelehrten zu gesicherten Resultaten gekommen sind; geeigneter erscheinen Tagesmeinungen und Hypothesen, über welche jeder sich hermachen, aus welchen jeder nach Belieben Resultate ableiten kann. Die Folge solch täglichen Raisonnements ist notwendig unheilvoller Bildungswahn, Skeptizismus und Verachtung jeder Wissenschaft. (Schluß folgt.)

Literarisches.

Die Ethik des Apostels Paulus. Von Dr. Karl Benz (Biblische Studien XVII. Band, 3. und 4. Heft). gr. 8^o (XII und 188 Seiten). Freiburg 1912, Herdersche Verlagshandlung. 5 M.

Im Jahre 1864 hat Sinar seine „Theologie des hl. Paulus“ der Öffentlichkeit übergeben und damit — abgesehen von unbedeutenden Versuchen — zum erstenmal auf katholischer Seite die dogmatischen Gedanken des Weltapostels systematisch dargestellt, wie es für ein rasches und tieferes Eindringen in die paulinische Lehre unerlässlich ist. Die Ethik wollte Sinar im Interesse der Uebersichtlichkeit einer speziellen Bearbeitung vorbehalten. Niemand unterzog sich dieser Aufgabe. Das angezeigte Werk soll nun diese Lücke ausfüllen und die Ergänzung zu Sinars „Theologie des heiligen Paulus“ bilden. Der erste Teil behandelt die prinzipielle Ethik und gliedert sich in sechs Abschnitte: Die ethischen Kräfte im Menschen, die sittliche Erneuerung, das neue Leben und die alte Ordnung, die Entfaltung des neuen Lebens, das Ziel des neuen Lebens, die Hindernisse und Förderungsmittel auf dem Wege zum Ziele. Der zweite, kürzere Teil stellt die Gedanken

des Apostels über die konkreten Pflichten des Christen dar unter der üblichen Einteilung in Pflichten gegen Gott, gegen sich selbst, gegen den Nebenmenschen und die Gemeinschaftsformen. Die tiefgründige logische Art des Apostels, sein reiches, persönliches Erleben und die vielgestaltigen Verhältnisse seiner Gemeinden machen Paulus gerade als Ethiker überaus interessant und fruchtbar — zumal für die Gegenwart, durch welche ein so reges Fragen über ethische Probleme geht.

Die Heilige Schrift des Neuen Testaments, übersetzt und erklärt von Dr. F. Meier (Straßburg i. E.), Professor Dr. M. Meinerz (Münster i. W.), Professor Dr. J. Kohr (Straßburg i. E.), Prof. Dr. J. Sidenberger (Potsdam), Prof. Dr. A. Steinmann (Braunsberg), Dr. E. Tillmann (Bonn), Dr. W. Brede (Münster i. W.). Herausgegeben von Dr. Fritz Tillmann. Zweiter Band: Die Apostelgeschichte und die Briefe des Apostels Paulus. Die Apostelgeschichte erklärt von Prof. Dr. Alfons Steinmann. Mit fürstbischöflicher Druckerlaubnis. 5. Tausend. Verlag von Hermann Walthers G. m. b. H. in Berlin W. 30. Preis jeder Lieferung 1.20 Mark. Das ganze Werk umfaßt 20 Lieferungen zu je 80 Seiten.

Wir haben schon früher in diesen Blättern auf das Erscheinen dieser neuen Ausgabe der Hl. Schrift aufmerksam gemacht, an deren Herausgabe eine Reihe hervorragender Gelehrter beteiligt sind. Mit dieser Lieferung beginnt auf mehrfach geäußerte Wünsche der Abonnenten der zweite Band der Hl. Schrift des Neuen Testaments. Die zweite Lieferung des ersten Bandes (Die drei älteren Evangelien, erklärt von Dr. Friedrich Maier) ist im Mai erschienen. Auch diese Lieferung zeigt die großen Vorzüge, welche die neue Ausgabe auszeichnen: genaue Uebersetzung, sorgfältige, verlässige Erklärung und hübsche, gediegene Ausstattung. Jedem Buche ist eine vorzüglich geschriebene Einleitung vorausgeschickt, und zahlreiche Anmerkungen erläutern den Text. So wird uns mit diesem Werk eine Ausgabe der Hl. Schriften geboten, wie sie längst gewünscht und ersehnt wurde. Möge das dankenswerte Unternehmen die Unterstützung finden, die es verdient!

Passet die Kleinen zu Mir kommen! Des Kindes erstes Beicht- und Kommunionbüchlein. Von P. Otto Häring, O. S. B. Mit Titelbild, 10 Textillustrationen, worunter fünf Messbilder, Kreuzwegbildern nach Prof. Feuerstein, sowie vielen Randeinlassungen und Kopfleisten. 256 Seiten. Format V. 64x107 Millimeter. Gebunden in Einbänden zu 50 Pf. und höher. — Einjeden, Walsb., Köln a. Rh., Verlagsanstalt Benziger u. C. A. G.

Unter Berücksichtigung des Erstkommunion-Dekretes vom 8. August vorigen Jahres bietet P. Häring hier der Jugend ein Vorbereitungsbüchlein auf die erste Beicht und Kommunion. Wie in seinem vor kurzem erschienenen, an Katecheten, Lehrer und Eltern adressierten Handbüchlein „Der erste Beicht, Kommunion- und Firmunterricht“ erweist sich der Autor auch hier wieder als einen erfahrenen Kinderseelsorger und tüchtigen Katecheten. Kurz, klar, einfach, verständlich sind die Belehrungen des ersten Buchteiles. In seiner ganzen Darstellung ist dieser Beicht- und Kommunionunterricht so recht das, was man kindlich nennt, und von den Kindern selbst schwächer begabten, erfasst und verstanden wird. Und dieselben Eigenschaften wie den unterrichtenden Teil zeichnen auch das sich anschließende Gebetsbüchlein aus. Zudem zeigt das Büchlein eine reiche, illustrative Ausstattung. So eimen sich Bild und Wort zu einem Kinder-Beicht- und Kommunionbüchlein, das in ganz ausnehmender Weise dazu angetan ist, unsere Jugend dem päpstlichen Dekret entsprechend für einen möglichst frühen Empfang der hl. Sakramente der Buße und des Altars zu erziehen und zu bilden.

Hans Holbein d. J. (Die Kunst dem Volke, Nr. 9). Herausgegeben von der Allgemeinen Vereinigung für christliche Kunst. Mit Text von Dr. Joh. Damrich, und 55, zum Teil ganz- und halbseitigen Abbildungen auf Kunstbruderpapier. Preis einzeln 80 Pf., im Abonnement (jährlich 4 Hefte) 3 Mark, für Vereine und Ortsgruppen bei gemeinsamen Bezügen von etwa 20 Exemplaren je 50 Pf., von der Allgemeinen Vereinigung für christliche Kunst, München, Karlstraße 33/0.

Mit ihrer neuesten, Hans Holbein d. J. gewidmeten Monographie erweist sich die Allgemeine Vereinigung für christliche Kunst wiederum als echte Volksbildungsvereinigung. Fünfundfünfzig vor- treffliche Abbildungen vermitteln dem Beschauer einen tiefen Blick in das Lebenswert des großen deutschen Künstlers. An erster Stelle steht natürlich dessen Tätigkeit als Porträist, darob sind aber dessen Arbeiten auf zeichnerischem, dekorativem, monumentalem, Einseitigkeit, mit derselben gelassenen Objektivität, mit der einst Hans Holbein seine Porträte malte, gibt Dr. Damrich von dem fassensten Bild. Dabei bedient er sich eines lebendigen und umdeutlicher mittelalterlicher Kunst trefflich entsprechenden Wandertons, der das Herz des Lesers für das überragende Können Holbeins erwärmt und seine Augen für all die subtilen Reize öffnet, welche der Kunst, besonders den Porträten Holbeins, eigen sind. Es ist ein Heft, an dessen weitester Verbreitung alle Freunde wahrer Kunst auf das lebhafteste interessiert sein müssen.



Sonntags-Beilage

zum Deutschen Volksblatt.

Verantwortlich: Chefredakteur Jakob Seiwert
— in Stuttgart, Urbanstr. 94.

Stuttgart, 4. August.

Druck und Verlag der Mt.-Ges. „Deutsches Volksblatt“
in Stuttgart, Ellwangen und Aalen. (175)

Inhalt: Die württembergischen Kirchenbücher. — Die Reliquien der hl. Elisabeth von Thüringen und der Deutsche Orden. — Großmacht Preffe. (Schluß.) — Vom Rosenkranz in Württemberg. — Literarisches.

r. Die württembergischen Kirchenbücher.

Die Bedeutung der Kirchen- oder Pfarrbücher (*libri parochiales*, Matriken) als Geschichtsquellen ist allgemein anerkannt. Darum war die Herausgabe eines Verzeichnisses aller im heutigen Württemberg vorhandenen Kirchenbücher ein von vielen Seiten geäußerter Wunsch, der jetzt durch die Württembergische Kommission für Landesgeschichte seine Erfüllung gefunden hat¹⁾. Der Plan des Werkes ist von der genannten Kommission aufgestellt worden. Als Quelle dienten die Berichte, die sämtliche Pfarrämter des Landes dem Evangelischen Konsistorium bzw. dem Bischöflichen Ordinariat eingereicht haben, ferner Akten der beiden Oberkirchenbehörden. Auch hat sich der Bearbeiter umfassende Nachfragen nicht verdrücken lassen; wenn trotzdem in den Verzeichnissen einige Irrtümer nachzuweisen sind (Referent hat bei seinen Stichproben solche bei zwei mit dem Buchstaben *R* beginnenden Orten gefunden), so dürfte die Schuld an den mangelhaften Berichten liegen. Die einzelnen Orte — Pfarrorte und selbständige Filialgemeinden mit eigenen Büchern oder solche, bei denen eine Aenderung des früheren Parochialverbandes bekannt ist, sind alphabetisch angeordnet; bei jedem Ort ist die frühere (z. Bt. der Einführung der Kirchenbücher bestehende) Territorialherrschaft angegeben.

Die Einleitung gibt eine recht dankenswerte Uebersicht über die Geschichte der Kirchenbücher im heutigen Württemberg. In Altwürttemberg wurden dieselben durch die Große Kirchenordnung von 1559 allgemein vorgeschrieben; allem nach wurde dabei nur eine schon 1558 erlassene Verordnung wiederholt. In nicht wenigen Gemeinden gab es übrigens schon vorher Kirchenbücher; heute noch besitzen 16 altwürttembergische Gemeinden solche aus der Zeit vor 1558.

Auch „im Papsttum“, d. h. in der katholischen Kirche vor Luther, waren die kirchlichen Register nicht ganz unbekannt, ja durch zahlreiche Synoden des 15. Jahrhunderts (so durch Konstanzner Diözesansynoden von 1433 und 1483) gefordert worden. Immerhin hat man den Eindruck, daß sie nur an sehr wenigen Orten (z. B. von Sargant in Wasel) tatsächlich geführt wurden; jedenfalls hat sich im heutigen Württemberg kein einziges Kirchenbuch aus der Zeit vor der Reformation erhalten. Das Tridentinum hat dann in seiner 24. Sitzung vom 23. November 1563 die Führung von Tauf- und Ehebüchern allgemein angeordnet; durch Diözesansynoden (Konstanz und Augsburg 1567, Würzburg 1584) wurde die Kirchenbuchführung aufs neue eingeschärft und genauer geregelt. Die vorhandenen Kirchenbücher reichen wenigstens bei zwei Gemeinden noch ein wenig über das Tridentinum zurück; Ellwangen (Jagst) besitzt Tauf-, Ehe- und Totenbuch von 1563 an, Saeer ein Taufbuch vom gleichen Jahr. Ein Einfluß der weltlichen Herrschaften auf die Einführung von Kirchenbüchern scheint in den katholischen Gebieten nicht in Frage zu kommen.

Durch das Generalkreiskript vom 15. November 1807 erfuhr die Kirchenbuchführung eine Neuregelung für den ganzen

Umfang der kgl. Staaten und für beide Konfessionen. Die kirchlichen Matriken wurden vom 1. Januar 1808 an zugleich als staatliche Zivilstandsregister geführt, ein Zustand, dem die Einführung der Zivilstandsämter am 1. Januar 1876 ein Ende bereitete. Einen bedeutenden Fortschritt hatte die staatliche Verordnung vom Jahr 1807 in dem Familienregister gebracht, das von Neujahr 1808 an in jeder Pfarrgemeinde zu führen war.

Die Reliquien der hl. Elisabeth von Thüringen und der Deutsche Orden.

Von Dr. Max Schermann.

Im Jahre 1907 wurde das 700. Geburtsjahr der heiligen Elisabeth von Thüringen unter großer Teilnahme festlich begangen. Ein Jahr später stellte Sophie Görres in einem Aufsatz der „Historisch-politischen Blätter“ (142. Band 10. und 11. Heft S. 753 und 795) eine Untersuchung über den derzeitigen Verbleib der Reliquien der großen Heiligen an, während in mehreren Artikeln in Zeitungen und Zeitschriften, die gelegentlich des Jubiläums erschienen, angenommen war, daß die Reliquien der Heiligen seit ihrer gewalttätigen Wegführung durch Landgraf Philipp von Hessen am 18. Mai 1539 für verschollen galten. Zunächst ist festzustellen, daß Landgraf Philipp dieselben nach der Schlacht bei Mühlberg, 1547, auf Befehl Kaiser Karls V. zurückgeben mußte, wobei der Kaiser die Antwort des Entwenders auf die Frage nach dem Schicksal der Krone Kaiser Friedrichs II. in eine 1550 ausgestellte Urkunde wörtlich aufnahm. Kaiser Friedrich II. war nämlich bei der Uebertragung ihrer Gebeine selbst zugegen und trug die Wahre, wobei er die Reichskrone auf dem Kopf hatte. Dann setzte er dem Reichnam seine goldene Krone auf das Haupt mit den Worten: „Da ich sie nicht auf Erden zur Kaiserin krönen durfte, so will ich sie ehren mit der Krone als eine Königin in Gottes Reich.“ (Vergl. Montalembert, Leben der heiligen Elisabeth, S. 120—161, und das Freskogemälde von Moritz v. Schwind auf der Wartburg, 1855). Sophie Görres geht bei ihrer Untersuchung davon aus, daß der Deutsche Orden den so schmerzlich vermißten und nun wieder erlangten Schatz möglichst peinlich gehütet und nach den gemachten Erfahrungen den Aufbewahrungsort geheim gehalten hat. Weiterhin fand sie in dem Werk des ungarischen Jesuiten Pray, „Vita S. Elisabethae viduae“ (1770) eine Notiz, welcher der Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian einen Teil der Reliquien seiner Schwester Elisabeth, der Königin von Frankreich, Gemahlin Karls IX., zum Geschenk gemacht hatte, die sich nach dem Gingen ihres Gemahls nach Wien in das von ihr errichtete Kloster der heiligen Klara zurückgezogen habe. Dieses Kloster wurde, wie so viele andere, unter Joseph II. aufgehoben. Die Reliquien gingen aber durch Schenkung Kaiser Josephs in den Besitz der Elisabethinerinnen über. Die in Wien aufbewahrten Ueberreste bestehen aus dem Schädel und zwei Schienbeinen.

Nicht mehr zu entscheiden ist die Frage, ob die im Jahre 1854 in der Kirche zu Marburg zutage gekommenen Gebeine Ueberreste jener zurückerstatteten Reliquien der Heiligen sind, da eine Untersuchung nicht stattfand. Da mir bei der Lektüre dieser Arbeit als wahrscheinlich erschien, daß am Sitz des Hochmeistertums ebenfalls Teile vom Leibe der hohen Patronin des Deutschen Ordens sich befanden, durchsuchte ich im R. Archiv in Ludwigsburg die aus dem Besitz des genannten Ordens stammenden Papiere. Diese Nachforschungen hatten einige interessante Ergebnisse, die ich hier in Kürze

¹⁾ Verzeichnis der württembergischen Kirchenbücher. Im Auftrag der Württ. Kommission für Landesgeschichte gefertigt von M. Dunder, Pfarrer in Welfen. Stuttgart, W. Kohlhammer 1912. (XXIV und 193 Seiten.) gr. 8°. Preis 2.80 M.

darstellen möchte.) Ehe wir uns nun mit den etwaigen Nachrichten über den Verbleib anderer Reliquien beschäftigen, sei eine interessante Urkunde mitgeteilt.

1. Die Tat Philipps von Hessen im Münster zu Marburg. Ueber die Aushebung der Gebeine der heiligen Elisabeth und der sich dabei befindlichen Kleinodien und Kostbarkeiten liegt mir aus Deutschordensakten der authentische Bericht vor. Derselbe ist aufgenommen durch den damaligen Landkomtur der Valley Hessen in einem ausführlichen Protokoll. Dem Hauptinhalt nach bekannt, scheint der Bericht in seinem ganzen Umfang an zugänglicher Stelle nicht veröffentlicht zu sein.

Es war der Augenzeuge kein Geringerer als der nachmalige Hoch- und Deutschmeister Wolfgang Schubar, genannt Milchling, der große Wohltäter der Residenzstadt Mergentheim, der in der Tauberstadt von 1543—1566 lebte, und dessen Standbild, ehemals auf dem Marktbrunnen errichtet, dort der Wiederaufstellung harret. Er erzählt in dem Protokoll, das aus dem Jahre 1539 stammt, folgendes:

Landgraf Philipp der „Großmütige“ hatte sich vorgenommen, wie in seinem ganzen Lande, so auch in dem „Deutschen Haus“, das ist der Niederlassung des Deutschordens in Marburg, den protestantischen Gottesdienst einzuführen. Darum hatte — damit beginnt das Protokoll — am Freitag den 16. Mai 1539 Landgraf Philipp zu Hessen, sein gnädiger Fürst und Herr durch den Statthalter von Marburg, Jörg v. Kolmatsch, ihm, dem Landkomtur, sagen lassen, daß er in der dortigen Ordenskirche, der allbekannten Elisabethenkirche (erbaut 1235—1260), am Sonntag Graudi Predigt zu hören wünsche, wonach sich des Landkomturs Prädikant zu richten habe, so daß er vorher die Kanzel nicht betreten dürfe. Am frühen Morgen zwischen 6 und 7 Uhr kam eine Abordnung von Seiner fürstlichen Gnaden mit der Aufforderung an den Landkomtur, er solle ihnen die Sakristei und den Sarg, darin St. Elisabeths Gebeine liegen, öffnen, da sie Befehl hätten, solche dem Landgrafen aufs Schloß zu bringen. Solchem überraschenden Ansinnen widersetzte sich der Ordensobere allen Ernstes unter den schärfsten Ausdrücken und mit dem Hinweis darauf, daß die Gut dieses Heiligtums eine alte und heilige Pflicht seiner Vorgänger und darum seiner selbst sei. Bei einer persönlichen Vorstellung des Landkomturs gegenüber dem Landgrafen, bei welcher der Wittsteller nicht verjäumte, die schärfsten Waffen ins Feld zu führen, beharrte der „hochherzige“ Landgraf auf seinem frevelhaften Vorhaben. Um Zeit zu weiteren Maßnahmen zu gewinnen, bat er um 8 Tage Aufschub. Der Starrsinn des Landgrafen war nicht zu brechen. So sollte er sich denn, das war die letzte Bitte des verzweifelnden Schutzbear, in höchst eigener Person in die „Kusterei“ begeben, um nachzusehen, ob „alle Verpöschung von Wilhelm von Hessen bey Sein Land-Kommenthur Fürsahren bestehen, unversehrt bestünde“. Der Fürst begab sich in das Münster der hl. Elisabeth, hörte dort mit allem Volk „Singen und Predigen“ an, nachdem er statt des katholischen Gottesdienstes „das Exeritium Religionis Augustanae Confessionis“ eingeführt hatte, und ließ durch den Statthalter während der Predigt anjagen, er habe sich mit den Schlüssel zu versehen, um nach der Predigt aufzuschließen.

(Fortsetzung folgt.)

Sch. R. Großmacht Presse.

(Schluß.)

Der Gedanke der Aufklärung, Erziehung und geistigen Beeinflussung tritt für die moderne Presse, das beweist das höchst interessante dritte Kapitel, völlig zurück hinter der Frage: Wie kann aus dem Verkauf von gedrucktem Papier der größte Gewinn herausgeschlagen werden? Die eigentlich einflußreiche Tagespresse ist in den Händen des Börsenkapitals in erster Linie Erwerbsmittel geworden. Nicht die Aufklärung der hungernden Volksseele, sondern

¹⁾ Hier mag erwähnt sein, daß sich im Ludwigsburger Archiv eine aus dem Ordensbesitz stammende, vortreflich erhaltene Pergamenturkunde befindet, die für die Geschichte der hl. Elisabeth sehr wertvoll ist. Es ist die Bulle des Papstes Gregors IX., (am 1. Juni 1236 in Perugia ausgegeben), in der die Heiligsprechung der Landgräfin bekannt gegeben wird. Auch ist ein Ablaß von einem Jahr und 40 Tagen denen zugewilligt, die zu ihrem Stabwallfahren und dort die Sacramente empfangen.

dem eigenen Portemonnaie gilt die Sorge der Unternehmer. Das Geld ist Herr, nicht der Geist; das Interesse ist Trumpf, nicht die Wahrheit. Einem Varietédirektor wurde von seinem Theater, von dessen Kunst- und Kulturpflege gesprochen. Er wehrte ab: „Ach was! Kunst! Kultur! Das ist gar nicht die Hauptsache, sondern ein gewisses Etwas, das bewirkt, daß der ganze Saal die Zunge lechzend herausstreckt und mir das Portemonnaie füllt.“ Das ist genau der Standpunkt vieler Zeitungsverleger.

Diese Gewinnsucht hat die herrschende Presse in völlige Abhängigkeit vom Kapital gebracht. Die schlechte Zeitung schreibt und schreibt und hilft das Volk betrogen, je nach der Geldsumme, die sie dafür erhält. Durch solches Geschrei läßt die Börse schlechte Papiere in die Höhe treiben und den Profit sich in die Taschen jagen. Solche „Spieleereien“ haben dem Pariser Rothschild bei der Finanzierung der Nordbahn 500 Millionen eingetragen. Im Panamaskandal wurden 25 Millionen für Bestechung der Presse gebüßt. Selbst der berühmte Klosterliquidator, der zirka 6 Millionen unterschlug, gab zur Bestechung an Zeitungen zirka 200 000 Franken. Manche Zeitungen und Banken teilen einfach den so ergaunerten Gewinn unter sich. Ein neues Buch wird von der feilen Presse nicht nach seiner Güte besprochen und empfohlen, sondern nach der Summe, die man die Zeitung für Inserate verdienen ließ. Künstler auf der Bühne oder im Atelier, die keinen reichen Protektor haben und keine feile Journalistenfeder kaufen können, werden einfach totgeschwiegen, oder kaltblütig totgeschrieben. In allerneuester Zeit haben die Alkoholkapitalisten sich zusammengesetzt und erkaufen sich die Spalten gewisser Zeitungen für Artikel, in welchen die Zahlen der Statistik einfach gefälscht und der Alkohol als vortreffliches Nahrungsmittel empfohlen wird. Das Teuerungsgeschrei nach der Reichsfinanzreform und im trockenen Sommer 1911 ging nicht vom konsumierenden Volke aus, sondern vom Spekulantentum, das die Preise nach der Marktstimmung, die es selbst gemacht, richtete. Um Geld haben führende Blätter schon Ueberzeugung und Freiheit sogar ans Ausland verkauft.

Eine weitere Korruption ist die absolute Bestechlichkeit der herrschenden Presse gegenüber dem Massenpublikum; das heißt die charakterlose Anpassung der Zeitung an die Instinkte der Masse. Der Hunger nach Abonnenten, deren Zahl erst dem Journal und dessen Hintermännern Gewicht verleiht, setzt an Stelle des ernststen Aufklärens den unwürdigen Schmeichler. Das Publikum abonniert die Zeitung, darum soll das Publikum haben, wonach es verlangt. Der Zweck heiligt in der herrschenden Presse die Mittel, und was ihr Geld gibt, soll ihr niemand verbieten. Vor verschiedenen Jahren wurde das „Stuttgarter Neue Tagblatt“ wegen Aufnahme unsittlicher Inserate bestraft. Es fuhr trotzdem fort, ließ es auf Klage ankommen, und erklärte vor Gericht, daß man den Verzicht auf solche Annoncen vom Unternehmen nicht verlangen könne. Der Ausfall würde jährlich 27 000 Mark betragen. Also v. Mannsdorff hat der herrschenden Presse kein Unrecht angetan, als er sie „die mit allen Mitteln der modernen Technik und Massenproduktion ausgestattete organisierte Lüge“ nannte.

Diese Presse weiß gut, daß solch unsauberes Geschäft nur so lange floriert, als Staat und Kirche machtlos sind. Daraus erklärt sich ihre kirchenfeindliche, demokratische oder gar sozialistische Tendenz. Bald verdächtigt sie den Staat, bald die Kirche, bald beide in ihrem Ansehen vor dem Volke. So oft Staat und Kirche einig sind, und für Wahrheit und Ordnung einzutreten in der Lage wären, macht sie mit der revolutionären Sozialdemokratie gemeinsame Sache, bis Unordnung wieder Trumpf ist, und im trüben die lukrativen Geschäfte wieder fortgesetzt werden können. Ohne die linksliberale Presse gäbe es in Deutschland überhaupt keine Sozialdemokratie von Bedeutung. Der Liberalismus ist der Vater der Sozialdemokratie.

Der Liberalismus aber ist zumeist vom Judentum beherrscht. Davon redet das vierte Kapitel: „Presse und Judentum“. Das vierte und dritte Kapitel enthalten für das christliche Europa so niederschmetternde Tatsachen, daß unsere christlichen Redaktionen endlich einmal darangehen sollten, gründliche Aufklärung über unsere traurige Lage zu geben, das heißt vom dritten und vierten Kapitel dieses Buches ausgiebigsten Gebrauch zu machen. In der ganzen Welt ist der größte Teil der Presse in den Händen der Juden. Bei uns in Deutschland gehören ihm drei

Viertel der großen Zeitungen. In Oesterreich sind die Juden nahe daran, aus der gesamten Presse ein jüdisches Monopol zu machen. Den Antisemitismus pflegt die herrschende Judenpresse als „die größte Schmach des Jahrhunderts“ zu bezeichnen. Aber das Bestreben, das nicht-jüdische Europa über seine traurige Abhängigkeit vom Judentum aufzuklären, wird man umso weniger als Antisemitismus bezeichnen können, als die Judenpresse selbst zuweilen stolz darauf ist, diese Tatsache feststellen zu können.

Aus der Vorherrschaft des heimat- und glaubenslosen Judentums erklärt sich die übermäßige, alles zeretzende Kritik, die Verachtung von Staat und Kirche, die Verhöhnung vaterländischer Gesinnung in der Presse. Es gibt keine Glaubenslehre der Christen, auf welche diese Judenpresse nicht eine Frage reißt; keinen Heiligen, den sie nicht verspottet. Selbstverleugnung, Keuschheit, Treue, Redlichkeit, Wahrheit — das alles ist ihr nur ein unerschöpflicher Stoff zu Spott und Hohn, zu Lüge, Haß und Kampf. Wer im öffentlichen Leben nicht rücksichtslos auf jede christliche Betätigung verzichtet, wird für infam und vogelfrei erklärt. In diesem Sinne sagte schon vor 30 Jahren Treitschke: „Was die jüdischen Journalisten in Schmähungen gegen das Christentum leisten, ist schlechthin empörend.“ Bei dieser traurigen Wühlarbeit sucht das Judentum fortwährend Deckung bei der Sozialdemokratie, deren Presse es begründet hat, und jetzt völlig beherrscht. Unter sechs sozialistischen Redakteuren oder sechs Rädelführern bei Revolten sind sicher jedesmal fünf Juden. Jene Nationalökonomien haben daher die richtige Einsicht in dem Zusammenhang der Dinge, die sagen: die soziale Frage müsse man vor allem als Judenfrage behandeln.

Die Nutzenanwendung enthält das fünfte Kapitel, das den Kampf um eine neue Presse empfiehlt, und vortreffliche Winke dazu gibt. Diese hier angegebenen Grundzüge müssen immer wieder in unsern Versammlungen erörtert und in die Köpfe der Zuhörer heineingehämmert, und die schlechte Presse aus dem Haus hinausgejagt werden. Dagegen muß die eigene Presse mehr unterstützt und meist auch besser finanziert werden. Leider hat der Jude bis jetzt recht behalten, der sagte: „Unsere Presse beruht nicht bloß auf unserem Geld, sondern noch mehr auf dem unverständlichen Geiz der Christen. Geld haben diese so gut wie wir, aber es fehlt ihnen die Einsicht, die wir haben, das Geld am rechten Platz anzuwenden. Wir aber haben uns gesagt: Wer die Presse hat, hat alles. Bemächtigen wir uns daher der Presse mit unserem Gelde und wir werden mit der Presse auch das Geld und alles haben.“

B. Vom Rosenkranz in Württemberg.

Das Rosenkranzgebet in seiner heutigen typischen Form als Verbindung des mündlichen und betrachtenden Gebetes ist eine schöne, reife Frucht deutscher Frömmigkeit aus der letzten Zeit des Mittelalters. In den rheinischen Karthäusern ist die Betrachtung der Geheimnisse unserer Erlösung mit dem längst üblichen Abbeten von 150 Ave Maria verbunden worden. Deutsche Dominikaner und Karthäuser haben zuerst dem Volke die Rosenkranzschur statt der bis dahin üblichen Paternoster in die Hand gedrückt. In vielen Gegenden Schwabens gibt heute noch die Bezeichnung der Rosenkränze und anderer Perlenkette als „Roter“ oder „Ruscher“ mit ihren „Väterle“ Kunde von dieser Umwälzung in der deutschen Volksandacht am Ende des Mittelalters. In der Geschichte derselben wird auch unser Schwabenland mit Ehren genannt.

Einen Mittelpunkt für die Förderung der Rosenkranzandacht in Schwaben bildete im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts die Reichsstadt Ulm, näherhin das bedeutende dortige Dominikanerkloster. Im Frühjahr 1483 bestand in demselben bereits eine Rosenkranzbruderschaft, deren Mitgliedschaft man durch persönliche oder schriftliche Anmeldung für den Eintrag ins Bruderschaftsbuch erlangen konnte. Sie mag ihre Entstehung der Jugendfreundschaft des Klosterpredigers, Heiliglandpilgers und Schriftstellers Felix Fabri aus Zürich (in Ulm 1468—1502) mit dem Mitverfasser des berühmten Gegenhammers Jakob Sprenger verdanken. Denn dieser ließ sich nach Fabri's Zeugnis im Evagatorium von 1484/88 ganz besonders die Verbreitung der eben aufblühenden Rosenkranz-

andacht angelegen sein. Fünf Vaterunser und fünfzig Begrüßungen seist Du Maria zum Danke für die Werke unserer Erlösung bilden nach ihm den marianischen Rosenkranz, die dreimalige Wiederholung desselben den marianischen Psalter. Manche fügten dem Psalter sogar noch einen vierten Rosenkranz zu, wobei sie dann nur folgende zwanzig Geheimnisse aus dem Leben Christi betrachteten: Menschwerdung, Geburt, Beschneidung, Anbetung der Weisen und Darstellung und Wiederfinden im Tempel, dann Taufe, Versuchung, Apostelwahl, Lehr- und Wunderwirksamkeit und Einsetzung der Sacramente, ferner Todesangst am Delberg, Gefangennahme und Leiden während dieser Nacht, Geißelung und Krönung, Kreuztragung und Kreuzigung und Tod und Begräbnis, endlich Auferstehung, Himmelfahrt, Geistesendung, Maria Himmelfahrt und Weltgericht. Scheidet man Fabri's vierten Rosenkranz mit den zweiten fünf Gesetzen aus, weiß derselbe anscheinend nirgends Anklang fand, so haben wir in Fabri's Bericht unsere heutigen drei Rosenkränze mit wesentlich fast denselben fünfzehn Geheimnissen. Ein älteres literarisches Zeugnis hiesfür ist bis jetzt nicht bekannt geworden. Mit ihrer praktischen Vereinfachung des Rosenkranzgebetes weichen die Ulmer Rosenkranzbeter bereits von der Anweisung des Rosenkranzapostels aus dem Dominikanerorden, Manus de Rupe († 1475), dessen Ideen damals noch mehrere Ulmer Drucker unter dem Titel: „Unser lieben frauen psalter“ verbreiteten, beträchtlich ab. Denn diese — man kennt solche von 1483, 1489 und 1492 — empfahlen gleich Manus nach dem Vorbilde des Karthäusers Geinr. Eger v. Kaffer († 1408) und seines Ordensgenossen Dominikus Prutenus († 1465) für die 150 Ave Maria je ein besonderes Geheimnis aus dem Leben, Leiden, Sterben und der Verherrlichung Jesu Christi. Dieser Umstand machte gedruckte Hilfsmittel für die Rosenkranzbeter notwendig. Zwei derselben, die meines Wissens bisher nirgends erwähnt wurden, haben sich in Cod. theol. et. philos. Brev. 97. 12° der Kgl. Landesbibliothek in Stuttgart erhalten.

Das eine besteht aus 16 Blättern und beginnt Fol. 2 mit den Worten: „Die nachfolgend kostlichen betrachtungen begriffen in dem Rosenkranz.“ Fol. 4 folgt: „Wie hebt sich an unser lieben frauen rosenkranz.“ Fol. 3 v findet sich ein kolorierter Holzschnitt, die Grablegung Christi darstellend. Fol. 16 v unten steht: „Gedruckt durch Cuonrad Dindmuot zuo Ulm Anno Im LXXXIV jar“ (d. h. 1494). Das andere hat 24 Blätter, zeigt Schwarz- und Rotdruck und beginnt: „In diesem buedlin wirt begriffen unser lieben frauen psalter / mit drey rosenkranzen.“ Drucker, Druckjahr und -ort ist nicht angegeben, wenn nicht die Bemerkung auf Fol. a: „Aus der Cartuß gueterstain“ in letzterer Richtung gedeutet werden muß. Es dürfte indes eher der Fall sein, daß damit ein Hinweis auf die Heimat des Verfassers bzw. die Herkunft des Manuskripts gegeben werden will. Zweifellos stehen die Ulmer Rosenkranzschristen in nächster Beziehung zum dortigen Dominikanerkloster und der damit verbundenen Rosenkranzbruderschaft. Umso interessanter ist es, daß auch in Ulm wie in den Manuschriften Einflüsse von Karthäusern, und zwar von solchen aus Güterstein, W. Neutlingen, mitwirkten.

Beide Schriften stehen sich inhaltlich und formell sehr nahe. Denn sie enthalten neben den drei Rosenkränzen noch je ein Gebet für die armen Seelen, das ein Bius mit Ablassen bedacht haben soll. Das Gütersteiner Büchlein bietet darüber hinaus noch ein ganz willkürliches moralisierendes Abc, eine Anleitung zum Laienbrevier, zur Krone und zum Dreißiger Mariens. Auch findet sich eine Mahnung zum Abschreiben dieser Rosenkränze, die auf dem Druck von 1494 handschriftlich lautet: „Wilt das lob Marie ewiglichen sagen, laß disen rosenkranz abschriben, die in nitt haben.“

Zur Charakteristik der Rosenkranzform der beiden Büchlein diene das erste der 150 Geheimnisse: „Begrüß . . . Jesus Christus, den du von dem hl. Geist empfangen hast, hilf, daß wir allezeit zu dir Verlangen haben. Amen!“ Im Gütersteiner Büchlein beginnen die Geheimnisse schon mit Maria Geburt und schließen bereits mit dem zweiten Rosenkranz mit Christus in der Herrlichkeit des Vaters und des hl. Geistes. Der Schlußbittet wird je noch ein Meluja hinzugefügt mit der Begründung: „Und ist selich lobgesang an dem gäitlichen Cartuser verkündt worden.“ Also z. B. 50 Ave Maria: „Begrüß . . . Jesus Christus, von dessen Wort seine Feinde fielen auf den Rücken, er wolle das Böse von uns drücken. Meluja.“ Der dritte Rosenkranz über „das schawend leben des hymelischen Rüngkreichs“ hat eigentlich keine clausulae,

sondern die 50 Ave Maria werden gebetet zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit, der hl. Engel, Patriarchen, Apostel usw.

Um einen Begriff von der Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der marianischen Rosenkränze und Psalter am Ende des Mittelalters zu gewähren, sei der große Psalter der Wilingen Abtissin Ursula Gaider von Leutkirch (1480—1498) erwähnt. Derselbe wurde jede Fastenzeit bis weit ins 17. Jahrhundert herein durch Verteilung auf die einzelnen Nonnen verrichtet und wird heute noch gebetet, weil er von Maria selbst während eines fürchterlichen Gewitters der heiligmägigen Abtissin geoffenbart worden sein soll. Danach sollte jeder der 150 Psalmen bestehen aus dem Evangelium der Verkündigung der Geburt Christi, der Segnung Ave praeclara, dem Psalm 84 und 86, dem Hymnus Ave maris stella und dem Magnificat mit Pater noster und Ave Maria. Außerdem verfaßte Ursula zu jedem Stück noch eine kurze Aufopferung. Dem Inhalt nach ist es ein Dankgebets- und Bittgebet für den bisherigen und ferneren Schutz im Ungewitter. Damit dürfte auch der Schlüssel zum Verständnis der Erzählung über die Herkunft des großen Psalters der Gaider gegeben sein.

Auch einige poetische Rosenkränze und Psalter aus schwäbischen Handschriften sollen hier erwähnt werden. H. B. I. 35. 12° der Kgl. Landesbibliothek, geschrieben c. 1450, stammt aus Weingarten und überliefert ein doppeltes Psalterium, das in sechs Rosaria zu je fünfzig Lobsprüchen abgeteilt ist. Je die erste Strophe lautet:

Ave virgo, lignum vite,
que dedisti fructum vite
saluti fidelium!
Genuisti Christum Jesum,
sed pudoris non est lesum
ne(c) defluxit folium und
Ave mitis oliva gratie,
levis mater misericordie!
Tu fomentum, tusalus populi,
tu lucerna totius seculi,
O virgo serena! und
Ave cuius tempore
sumpto Deus corpore
te delegit virginem
ut Syon ecclesie
misertus miserie
per te salvaret hominem und
Ave porta paradisi
lignum vite, quod amisi,
per te mihi iam dulcescit
et salutis fructus crescit.
Ave virgo puerpera
ut oliva fructifera
vasis misericordie
rorem infundens gratie! und
Ave mater fidelium,
que non spernis humilium
preces, sed pie respicis
dolorem vincitorum pedicis!

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Dr. A. Mähler. *Ästhetik der katholischen Kirchenmusik.* Verlag von Friedr. Ueber. Ravensburg 1910. Mit obengenanntem Werke ist eine Lücke in der kirchenmusikalischen Literatur ausgefüllt, und, um es gleich zu sagen: das Werk ringt uns Achtung ab, obwohl wir den Ansichten des Verfassers nicht in allem beizupflichten vermögen. Letzteres verlangt er auch nicht, im Gegenteil: er läßt selber abweichende Ansichten reichlich zum Wort kommen, er hält aber auch mit seiner persönlichen Ansicht keineswegs hinter dem Berge. Daß der Verfasser des Werkes gründlich zu Werke ging, beweist der Umstand, daß er nicht weniger denn 77 Werke einschlägiger Literatur zu Rate gezogen, und wer das Namens- und Sachregister einer Durchsicht würdigt, wird gestehen müssen: vergessen ist nichts. Dazu kommt, daß der Autor durch Jahre hindurch ausübender Musiker war; er kennt also die Leiden und Freuden eines Dirigenten und die Anforderungen, die an ihn gestellt werden, nicht bloß vom Hörensagen. Ein hervorragendes Verdienst aber haben sich Autor und Verleger erworben durch die Beigabe von nicht weniger als 24 Musikeinlagen, deren Auswahl ersterem und dessen schöne Ausstattung letzterem zu nicht geringer Ehre gereichen. Der erste Teil der Ästhetik mit seinen neun Paragraphen greift tief hinein in

das Gebiet der Philosophie, und mancher möchte in diesem Labyrinth philosophischer Weisheit den Faden der Ariadne dann und wann verloren zu haben glauben. Aber nur nicht nachgeben: trotz des gelehrten Inhalts immer wieder den Faden aufnehmen, und bald wird man mit Befriedigung wahrnehmen, wie es der Autor versteht, das eigene Urteil des Lesers auf den Plan zu rufen, Vergleiche anzustellen usw. Was strebt der Verfasser nun mit seinem Werke an? Ästhetisches Verständnis, allgemeines Kunstverständnis, allgemeine ästhetische Bildung will er vermitteln, obwohl er selbst zugibt, daß wir von diesem Ziele noch weit entfernt sind, ja er bezweifelt selber, ob wir dieses Ziel überhaupt je einmal erreichen werden. Daß dies so schwer geht, schreibt er einem großen Teil der Schuld der Schule zu und sagt ihr bittere Wahrheiten; leider sind es — die Ausnahmen abgerechnet — Wahrheiten. Auch wir gesehen unumwunden zu: im großen und ganzen liegt die Methode des Schulgesangs im Argen. Wie vielen Lehrern ist Singen ihr Lieblingsfach? In wie vielen Schulklassen jauchzt das Kinderherz auf, wenn die Geige ihre Auferstehung feiert? Dem Verfasser also die gemachten Vorwürfe verübeln, wäre zu naiv; im Gegenteil: man möchte wünschen, er hätte da und dort noch den Hebel angefaßt. Tief zu bedauern bleibt, daß vor drei und vier Jahrzehnten mit der Anerkennung in Worten nicht der klingende Effekt gleichen Schritt hielt für Ausübung der Kirchenmusik. Dadurch wäre eine Basis geschaffen gewesen für die Idee des Verfassers, für Verbreitung wahrer und gesunder Musikpflege unter dem Volke, welche er mit Recht eine wahrhaft soziale, eine patriotische Tat nennt. Es geht über den Rahmen einer Rezension hinaus, Kapitel für Kapitel des Wertes unter die Lupe zu nehmen, fntemalen Referent eben nur die Rolle eines Waisenkneben auf dem Gebiete der Philosophie zu spielen verurteilt ist. Und so halten wir uns mehr an die da und dort in den Text eingeflochtenen Bemerkungen, die auf dem Boden der Praxis ruhen und erlauben uns nach nahezu dreißigjähriger Tätigkeit als Organist, regens chori und Gesangslehrer an Latein- und Realschule da auch ein Wörtlein mitzureden. Wenn Dr. Mähler der Behauptung Hanslicks (S. 56), der moralische Einfluß der Töne wachse mit der Unkultur des Geistes und Charakters, und je kleiner der Widerhall der Bildung, desto gewaltiger sei das Dreinschlagen solcher Macht, die Bemerkung anfügen zu müssen glaubt, bei dem einfachen Volke wirke erfahrungsgemäß nur das grobe Dreinschlagen, nur die rohe, stupide Wucht und Kraft und Massivität, „seine Arbeit werde nicht bezahlt“, dies treffe beim Kanzelredner wie beim Chorleiter zu, so müssen wir dem für die Allgemeinheit widersprechen. Es gibt Ausnahmen, und diese Ausnahmen sind nicht einmal so selten. Das Volk ist gerade, wie man sich daselbe zieht: steigen Prediger und Chorleiter zu ihm in Demut nieder, so haben Hanslick und Dr. Mähler recht; wer es dagegen versteht, das Volk zu sich emporzuziehen — was allerdings für gewöhnlich nicht die Arbeit eines Jahres ausmacht —, der wird die gegenteilige Erfahrung machen. Aber nicht nur innerhalb der vier Kirchenwände harret des regens chori, was Erziehung fürs Kunstschöne anlangt, eine hohe Aufgabe, auch im Konzertsaale ist dies der Fall. Man studiere einmal nach einer Aufführung die Physiognomien der Zuhörer, und man wird aus ihren Mienen ablesen können, welche Erfolge man erzielt. Ja, ein ganz Fremder, der der Aufführung gar nicht beigewohnt, vermöchte zu beurteilen, welchem Genre das Vorgeführte angehört, ob eine weisevolle Komposition die Hörer entzückt oder ob sie mit leichten, nichtssagenden Kompositionen gelangweilt wurden und der Dirigent es nur darauf abgesehen hatte, dem Publikum einige „vergütete Stunden“ zu bereiten. Wie ist nun die Frage nach einem allgemein ethisch und bildend wirkenden Einfluß der Musik zu beantworten? Mähler gibt selbst zu, daß sie sehr kompliziert und heikel, und nicht leicht zu beantworten sei: während die einen den bildenden, allgemein ethischen Einfluß der Musik weit überschätzen, sie als Kulturmacht ersten Ranges rühmen, sprechen ihr andere alle diese Wirkungen ab oder schreiben der Beschäftigung mit dieser Kunst geradezu einen unmoralischen Einfluß zu. Die Wahrheit dürfte in der Mitte liegen. Wir wollen den Einfluß der Musik nicht unter, aber auch nicht überschätzen. Was die verschiedenen Formen der kirchlichen Musik sodann anbelangt, also Gregorianischer Choral, polyphonen und homophonen liturgischen Gesang, die Begleitung und Instrumente, so muß man gerade vom Standpunkt der Ästhetik aus nur wünschen, daß die sehr mäßigen und durchaus wohlbegründeten Vorschriften des „Motuproprio“ vom 22. November 1903, auf dem das Werk Mählers ruht, überall aufs peinlichste beobachtet werden; und wo das der Fall ist, ist schon dadurch eine Menge von Mißbräuchen und Aergernissen ein Riegel vorgeschoben. Und so wünscht Referent dem sehr zeitgemäßen Werke die verdiente Verbreitung. Möge es viele gute Anregungen hintragen auf Chor und Altar, überallhin, wo man sich um wahre Kirchenmusik, um eine Musik nach dem Willen der Kirche kümmert.

St.-Gf.
Rektor M a h e r.
Das in Nr. 85 besprochene Büchlein „*Mein Kell vom heiligen Gott*“, nach dem Englischen bearbeitet von P. Hilbrand Wihlmeier O. S. B., hat eine überaus günstige Aufnahme gefunden. Wie uns eben berichtet wird, ist die erste Auflage bereits vergriffen und die zweite, unveränderte Auflage im Druck. Möge auch diese einer raschen Abnahme sich erfreuen!



Sonntags = Beilage

zum Deutschen

Volksblatt.

Verantwortlich: Chefredakteur Jakob Seiwert
in Stuttgart, Urbanstr. 94.

Stuttgart, 11. August.

Druck und Verlag der Akt.-Ges. „Deutsches Volksblatt“
in Stuttgart, Cöwangen und Ulten. (181)

Inhalt: Die Reliquien der hl. Elisabeth von Thüringen und der Deutsche Orden. (Fortsetzung.) — Vom Rosenkranz in Württemberg. (Schluß.) — Das Stuttgarter Theaterjahr 1911/12. — Rose Blätter. — Literarisches.

Die Reliquien der hl. Elisabeth von Thüringen und der Deutsche Orden.

Von Dr. Max Schermann.
(Fortsetzung.)

Was nachher geschah, mag uns der Bericht des Landkomturs in seinen eigenen Worten kundtun — dies umso eher, als das Verständnis auch für den Laien durch die alte Schreibweise nicht sonderlich erschwert ist.

„Also hat der Landt-Commenthur die äußersten drey Thüren der Custorey¹⁾ uffgeschloffen, ist Hochgedachter Fürst vor Sein Fürstl. Gnaden, Herzog Albrecht von Lünenberg zu Grübenhagen, ein Graf von Eisenberg zu Büdingen, Graf Johann sein älter Sohne, ein Herr von Webern, obgemelte Rätthe, der Amtmann von Gießen, einer von Schonenfeldt, Conrad Dieden, einer von Drencken, und andere viel junge Gesellen vom Adel mir unbekannt, Heinrich von Schella, der Oberst-Cämmerling, der Rector (der Universität) Gobanus Gebius zu Marburg, Johann Eichmann, der Arzney Doctor, genannt Trianter daselbst, Doctor Johann Eisenmann, und über anderthalb hundert vom Adel, Burgern, Handwerks-Volcks, Land-Volcks, und reyhigen Knechten, ingangen, daß die Custorey also voll ward, daß der Land-Commenthur der Custorey eufferste Thür zuschlagen ließ; Als sich nun vom Landgraffen das Uffschließen des eisernen Verembs umb den Sarg stehende, ahn Land-Commenthur zu thun erfordern, und anfahren thette, ward ein solche Bitt vom Land-Commenthur ahn sein Fürstl. Gnaden das zu unterlassen, angelegt, und alles vorgemelt noch viel mehr, und höher erholt, von neuem erzelt, das mir zu schreiben, oder allhier zu erzehlen und nachzusagen mit möglich, aber über zwey hundert Persohnen, solchs alles wohl, als Ich in der Custorey angehört; da Sein Fürstl. Gnaden die Verpflüchtung gesehen, und sagt, sie ständen alle noch recht, und wie sie stehen solten, sagt der Land-Commenthur, Ich danckh mein Gdt, und sein Fürstl. Gnaden, erholt das vorige alles, die Ihne gegen Sein Fürstl. Gnaden verlogen hetten; Als nun uff vielfältige Erfordern uffzuschließen, der Land-Commenthur das nit thun wolt, sonder die Schlüssel ungetüm von sich werffen thätte, befaß sein Fürstl. Gnaden den Kirchner uffzuschließen, der sich stellt, als künde ers nit, da rueffen sein Fürstl. Gnaden und befahe Schmidt, Schlosser, und Schreiner, auch gros Hemmer, und Meißel zu bringen, war aber die Custorey zugeschlossen, konten inwendig nit heraus schliessen, also daß man die Schlüssel zu den hohen Fenstern auswerffen, und von aussen hereinschliessen muest, ward sein Fürstl. Gnaden sagen: wan man in der Custorey Hungers sterben müest, wolten wir den Land-Commenthur am ersten essen, sagt der Land-Commenthur, es müste einer ihn erst fragen, ob, und wan Er gegessen sein wolt u. s. w. Sein Fürstl. Gnaden sagt auch, wann das Gewölb einfielle, würd alle Welt sagen, Sant Elisabeth Heilthumb hat sichlich gewürket, und wan jeko sein Landt-Commenthurs Vorsfahr noch lebt, der würde brummen wie ein Bär; sagt der Landt-Commenthur, wan brummen hilff, müste Er der Sach zu Rathen, aber da wäre Gewalt, und hatt aber, und zuviel,

und oftmahlen wie vorgehört, wolt nit statt haben, da sagt Sein Fürstl. Gnaden den Trabanten, solten mit der Thatt uffschließen; darauf kamen die Schlosser, konten sie auch die verborgen Schloss nit uffschließen, sondern meistens zer schlagen, da nun Sein Fürstl. Gnaden Hochgedacht zum Sarg kommen, wolten sie wissen, wo die Thür hinein gieng, aber da war niemandt, ders wußt, so kontens die Goldschmiedt auch nit finden, wolt sein Fürstl. Gnade beyhm Crucenstij hinein brechen lassen, hatt der Landt-Commenthur abermahls Sein Fürstl. Gnade woltens in Bedenken nehmen, und zu zeitigem Rath, und guten Bedacht kommen lassen, auch sein Landt-Commenthurs als eins armen Gesellen eher und gefahr, auch Pflicht, und Nydt vorsehen, ein acht Tag Zeit darzu geben, dann ein arm Gesell nit mehr als ehr, das auch das gröst Gutt vor Gdt wäre, hette: Wolt nit gehört sein, sondern man solt ein Thür hinein hauen, sieng der Landt-Commenthur an zu sagen, es wäre ye schad vor die schön, alte, und künstliche Arbeit, daß sie also ohn Noth zerbrochen, und verwüst werden solt, antwurten Seine Fürstl. Gnade, daß er der Landt-Commenthur ein Rath, und Weg anzeigt, daß unzerbrochen bleib, und doch heraus bekommen werden möchte, wolten sein Fürstl. Gnade verfolgen; Also hatt der Landt-Commenthur vor meniglich aber eins usw., aber es müst sein, vermeinte der Landt-Commenthur, wan der Sarg uff ein seithen gelegt, hette man am Boden am besten einbrechen mögen; dem wardt versolat, indem, wie man den Sarg wolt umblegen, da fand sein Fürstl. Gnade ein Würffel, und sagt: sehend, was man vornen hat geopffert, das haben die Teutschen Psaffen hinden wider verspilt, da auch durch Schlosser, und Schreiner mit ungestümmen brechen ingebrochen, geöffnet, war des Landgraffen Hochged. sagen, es solte wohl nichts darin sein usw. und streich die Arm hinderlich, und redende: das waltt Gdt, das ist Sant Elisabeth Heiligthumb, mein Gebains, ihre Knochen, kum her Mame Els, das ist mein älter mutter, Herr Commenthur, es ist schwer, wolt, daß eitel Cronen wären, es werden der alten Ungarischen Gulden sein; Landt-Commenthur, er wußt nit, was es wäre, hette sein Lebtag nie gesehen, oder also nahe zum Sarg kommen, wolt Gdt, Er yeko oder sein lebtag so nahe auch nit darzu kommen, oder sehen müssen; Also nam sein Fürstl. Gnad solch Sant Elisabeth Gebaines in ein viereckhet ungeschlich fünf Viertel einer Ehlen langen mit ein rothen überzognen Damastinen Beheltmuss, gabs dem Statthalter, der reichs fürder seinen Knechten, die thätens in ein Futter-Sack, trugens uffs Schloß, da ließ hochgedachter Fürst den Sarg wieder uffrichten, und wie er vor gestanden, wieder stellen, den Deckel darüber winden uffs best, dergleichen das Gegitterhs darumb verpflüchtiren, fürder trat Magister Adam (der protestantische Prediger) zu sein Fürstl. Gnad, sagt Ihm etwas in ein Ohr, sieng Hochgedachter Fürst an: Herr Commenthur wo ist das Haupt? Landt-Commenthur wußts nit, sagt Hochgedachter Fürst, es müst kurzumb auch da sein, sprach Landt-Commenthur, als Er das am letzten gesehen, wäre es nit weit vom Sarg in ein Schrandh oder Behelter, alsbald weisende, gestanden, bis sein Fürstl. Gnad uffschließen, den Schlosser, nahmens heraus, trugens mit uffs Schloß, sagt der Landt-Commenthur, man hett das gebains in der Custorey bald heraus gethan, meint Hochgedachter Fürst, ob sein Fürstl. Gnad Er Landt-Commenthur das Geschmeidt nit vertrauende, sagt der Landt-Commenthur, Er vertraut sein Fürstl. Gnad mehr als das, aber es wäre bald daraus gethan, befaßen sein Fürstl. Gnad dem Statthalter, er solt Ihme Landt-Commenthur das Geschmeidt alles unverkleinert, und

¹⁾ Eine Abbildung des Grabdenkmals der hl. Elisabeth und des Reliquienschrins aus dem 13. Jahrhundert findet sich in „Die christliche Kunst“, 4. Jahrgang, 2. Heft S. 36 und 37.

ungeringert wieder schicken, als auch beschehen; Also giengen Seine Fürstl. Gnad aus der Custoren vor der Fürsten von Hessen Begräbnus über, wo Er den ersehen, wie Seins Herrn Vatters Hochlöbl. seeliger Gedächtnus, Gräbnus muthwilliglich zer schlagen, wart fragen, wär es gethan hette? und sagen, wolt es wider, wie es gewesen, machen lassen, sagt der Landt-Commenthur, daran thun Ewer Fürstl. Gnaden recht wohl, und rühmlich, hoffe zu Gott, Sein Fürstl. Gnad würden Ihre Elter Muetter from, selig, und heilige Frau, Sant Elizabeth, da alle Fürsten, und das ganz Landt zu Hessen, eher ruhm, und all guet von hetten, auch von Päbsten, Kayseren, Königen, Fürsten, und Herrn da sie gelegen, mit großer Ehrerbietung erheben, und begraben, der Fürst aber das mit Still- schweigen hingehen lassen usw. usw. (Schluß folgt.)

B. Vom Rosenkranz in Württemberg.

(Schluß.)

Einen zweiten derartigen Pfalter enthält der ehemals Schöntaler Cod. H. B. VII, 69. 4°, der wohl von einem dortigen „peccator Henricus atque monachus“ geschrieben ist. Dieser Pfalter wird bald dem seligen Albertus Magnus, bald dem hl. Bonaventura zugeschrieben. Lobspruch 1, 51 und 101 lautet hier:

Ave virgo, vite lignum
quam perhenni laude dignum!
Salvo voto, quod vovisti,
mundo fructum attulisti und
Salve mater primitiva,
virgo fertix ut oliva!
Tu divinum germen floris
attulisti nostris oris und
Gaude virgo, mundi sidus,
Domus, tectum, mons et nidus,
ubi passer solitarius,
Jesu bone, demoraris!

Man fühlt die nahe Verwandtschaft der einzelnen Dichtungen und sieht, daß sie eher ein Ersatz für, als eine Zugabe zum Ave Maria sein sollen.

Drei Rosenkränze mit fast unseren jetzigen 15 Geheimnissen bezeugen uns für eine noch um wenig frühere Zeit als Fabri drei kleine Holzschnitte in den Ulmer Rosenkranzschriften von 1483, 1489 und 1492. Dieselben sind nach Essers Untersuchung ganz willkürliche Beigaben des Buchdruckers, da der Text auf sie absolut keine Rücksicht nimmt. Sie zeigen in drei Gruppen die bildliche Darstellung: 1. der Verkündigung, Heimsuchung, Geburt, Aufopferung und des Wiederfindens im Tempel, 2. der Todesangst, Geißelung, Dornenkrönung, des Kreuztragens und der Kreuzigung und 3. der Auferstehung, Himmelfahrt, Geistesendung, des Todes Mariä und des Weltgerichts. An Punktwert wird diese älteste Rosenkranzdarstellung gewaltig übertroffen von dem um 1500 entstandenen Rosenkranzgemälde der Pfarrkirche zu Weilheim, W. Kirchheim. Nur das dritte bis fünfte Geheimnis des ersten Rosenkranzes mit Anbetung der Hirten, Darstellung im Tempel und Anbetung der Weisen weicht vom Holzschnitt von 1483 ab. Die Geheimnisse sind in je fünf Medaillons an den drei konzentrischen Kränzen von weißen, bezw. roten und goldenen Rosen angebracht. Im Mittelpunkte thront Maria mit dem Jesuskind vor einem Rosenhaag, umgeben von Engeln, die Rosen pflücken, Kränze winden und sie dem Sohn der Rosenkranzkönigin überreichen. Ueber den drei Rosenkränzen erblickt man die allerheiligste Dreifaltigkeit inmitten von Engeln mit den Leidenswerkzeugen. In den Ecken rechts und links unten von den anbetenden Weisen knien die geistlichen und weltlichen Stände in Anbetung da. Auffallend ist mir, daß sie nicht den Rosenkranz in Händen halten. Je die beiden letzten Geheimnisse des freudenreichen und glorreichen Rosenkranzes blieben noch lange Zeit schwankend. So erwähnt der von Ulm gebürtige Adam Walasser noch 1572 in seinem Buch von der Rosenkranzbruderschaft als fünfzehnten Betrachtungspunkt ganz allgemein die himmlische Seligkeit. Erst von 1600 an dominieren unsere 15 Geheimnisse.

Für die Pflege des Rosenkranzgebetes in Schwaben sprechen neben den wichtigen Ulmer Holzschnitten, Fabris Aufzeichnungen und dem Weilheimer Gemälde noch eine Reihe anderer Umstände.

Weißel redet in seiner Geschichte der Marienberehrung im Mittelalter von einer Herrenberger Rosenkranztafel, die

durch Erneuerung leider stark verändert und so ihres geschichtlichen Wertes fast ganz beraubt sei. Heute ist diese Tafel nicht mehr vorhanden. Nur in Heideloff, Die Kunst des Mittelalters in Schwaben VII, 1855 ist eine Abbildung derselben erhalten. Sie scheint mir mit Unrecht als Rosenkranztafel bezeichnet, weil das Rosenkranzgebet auf ihr allenfalls nur andeutend erwähnt ist, wenn zwischen dem Strahlenkranze, der die Madonna umgibt, einige Rosengewinde ringsum durchleuchten. In derselben Stiftskirche findet sich am 1517 vollendeten Chorgefühl u. a. auch das Bildnis von „Bruder Klaus“ (v. Glie, † 1487) mit einem Kreuz in der Linken und dem Rosenkranz in der Rechten. (Christl. Kunstblatt 1885, 19.) Derselbe kann den Rosenkranz aber erst in den letzten Lebensjahren kennen gelernt haben, wovon aber seine ältesten Biographen nichts zu wissen scheinen. Jedenfalls ist es nur fromme Phantasie, wenn Baumberger schon um 1465 herum in Klausens Familie täglich den Rosenkranz gebetet werden läßt. In die Hand von Bruder Klaus gehört wohl nur die Paternoster-, nicht aber die Rosenkranzschnur.

Einen wirklichen Rosenkranzbeter wird man aber erblicken dürfen im Mainzer Roadjutor Graf Heinr. von Württemberg (1448—1519). Er besaß einst den cod. hist. in quarto nr. 10 der Kgl. Landesbibliothek und schrieb in denselben Fol. 153 v.: »Iste liber est mey Heinrici rosarii olim comitis in Wirtemberg et in Montepelligardo«. Er nennt sich also Heinr. Rosenkranz. Das beweist die Bemerkung auf Fol. 1, wo wieder von seiner Hand geschrieben steht: „Marie ganz Heinrich rosen . . .“ Bildlich wird diese Weihe an die Rosenkranzkönigin zum Ausdruck gebracht auf Fol. 4. Ursprünglich fand sich dort ein Goldschild, von einem Erdbeerkranz umgeben. Der Weihbischof hat nun eigenhändig ein schwarzes Kreuz eingezeichnet und die vier Felder mit den Buchstaben M(ariae) T(otus) H(enricus) R(osarius) ausgefüllt und über den farbigen Erdbeerkranz einen Kreis gezogen, der mit Strichen und fünf großen Punkten dazwischen als Rosenkranzschnur gekennzeichnet ist. Fol. 153 v. kehrt dieses marianische Wappen in Medaillonform wieder.

Daß das Rosenkranzgebet in Schwaben in weiten Kreisen liebevolle Aufnahme und Pflege fand, verraten auch manche Aeußerungen von schwäbischen Reformatoren und deren Schülern. Freilich ist mir bislang keine begegnet, die für die Geschichte dieser Gebetsweise von Bedeutung wäre. Es sei nur bemerkt, daß das „Rosarium Comvidonis“ der Neutlinger Prädikaturbibliothek meines Erachtens keine Rosenkranzschrift ist, sondern wohl das Guidonis de Baiisio Bononiensis archidiaconi commentaria elegantissima super decretum volumine rosarium nuncupatum bezeichnet. Es sind Drucke dieses Wertes vorhanden von 1472, 1481, 1490, 1495, 1503 uff.

Eine noch nachhaltigere Pflege des Rosenkranzgebetes dürfte um die Mitte des 17., bezw. um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts eingesezt haben. Kunstgeschichtliche Notizen und, wenn ich mich nicht täusche, die Gründungsjahre mancher Rosenkranzbruderschaften deuten darauf hin. So wurde 1683 die Sonnenmonstranz von Altshausen, W. Saulgau, mit Emailbildchen der 15 Rosenkranzgeheimnisse geschmückt. 1694 wurden sie an den Plafond der Kirche von Haisterkirch, W. Waldsee, gemalt. Dasselbe geschah 1749 in den Kapellen, die den Aufstieg zum Schönenberg umsäumen. In Egmannsried, W. Wangen, zieren die 15 Rosenkranzgeheimnisse seit dem 18. Jahrhundert den Hochaltar. Älter sind die Holzreliefs der Gottesackerkirche von Wangen. 1688 wurde in Langenargen ein Rosenkranzaltar geweiht, und Weizenstein besaß schon früher einen solchen, während der erste in Schwaben überhaupt für Altdorf, bezw. Weingarten 1485/86 bezeuget ist, wenn nicht in „capellania altaris Rosarii“ ein Stifternamen sich verbirgt. Die erste Rosenkranzkirche erhielt Württemberg 1877/79 in Bühlerzell, W. Ellwangen, der 1887 die Kapelle von Heckerstal, W. Mergentheim folgte. Auch in der herzoglichen Hofkapelle in Stuttgart wurde der Rosenkranz gebetet z. B. als Nachmittagsandacht und bei anderen Gelegenheiten, wie Almosenverteilungen am Geburtstage Karl Eugens. Dies geschah bis zur Einführung des Werkmeisterchen Gesangbuches im Jahre 1784, das zur Beseitigung des Rosenkranzgebetes mithelfen sollte und auch wirklich mitgeholfen hat. Schreibt doch Werkmeister: „Es wird keinen aufgeklärten Pfarrer geben, der die Unschicklichkeit und das Abenteuerverliche dieses (Rosenkranz-) Gebetes nicht ein- sieht, und der es nicht bei jeder schicklichen Gelegenheit durch eine bessere und dem jetzigen Zeitgeist angemessenere Andacht

zu ersehen suchen wird.“ Diese Ideen Werkmeisters und seiner Genossen haben lange nachgewirkt und besonders schlimme Folgen für die Rosenkranzbruderschaften gehabt. Denn die genannten Stuttgarter Gottesgelehrten sahen in denselben „noch etwas Verderblicheres“ als im Rosenkranz selbst. Jetzt ist ihre Aussaat ausgereutet. Ihr Saatkorn hat die Keim- und Triebkraft verloren. 1848 hat sich ein katholischer Theologe in einem Tübinger Schriftchen noch anonym nachdrücklich für das Rosenkranzgebet ausgesprochen gegenüber Leuten von katholischem oder neuerungsfüchtigem, oder modernem, indifferentem Sinne. Solche Vorsicht ist heute kaum mehr geboten. Seit Leo XIII. wird der Rosenkranz in Schwaben wieder gebetet in Gütten und Palästen. Rosenkranzbruderschaften bestehen meines Wissens heute in Achstetten, Nächstetten, Ailingen, Arnach, Aulendorf, Wachenau, Balgheim, Berthheim, Beuren, Biberach, Blitzenreute, Bodnegg, Böttingen, Draunenweiler, Buchmannshausen, Bühlerstann, Christazhofen, Dautmergen, Degmann, Deuchelried, Dieterskirch, Donaurieden, Dotternhausen, Dürmentingen, Eglofs, Ehingen, Eintürnenberg, Eisenharz, Ellwangen, Engeratshofen, Erbach, Erlaheim, Erlenbach, Erolzheim, Ertingen, Ettenkirch, Friedrichshafen, Friesenhofen, Gattinau, Granheim, Grundshelm, Grünmettstetten, Gündringen, Gajenweiler, Gaslach, Gauerz, Seggelbach, Herrenzimmern, Herrlingen, Hirrlingen, Hohentstadt, H. Malen, Hohentengen, Horb, Irrendorf, Isny, Kehlen, Kirchberg, Laimnau, Lauchheim, Lautlingen, Leinstetten, Leutkirch, Maselheim, Merzhausen, Mergentheim, Mittelbiberach, Mühringen, Nedarjalm, Neuhausen, Neufkirch, Niedertwangen, Obereisenbach, Oberessendorf, Obernheim, Obersulmetingen, Ochsenhausen, Ohmenheim, Dttmannshofen, Pfärrich, Pfungen, Primisweiler, Rabenried, Reinstetten, Reutlingen, Reyingen, Ringschnait, Roggenzell, Röttingen, Schwarzenbach, Schwendi, Seefkirch, Spraitbach, Steinhäusen, Stödtlen, Stuttgart (St. Nikolaus), Sulmingen, Tettmang, Ummendorf, Untereisendorf, Untersulmetingen, Unterschwarzach, Vogt, Waldburg, Wangen, Warthausen, Weigheim, Weiler (Nottenburg), Weingarten, Weihenstein, Weitingen, Wilflingen, Wilhelmkirch, Wolfegg, Wuchzenhofen, Zeil und Zipplingen. Außerdem ist vielerorts noch der „Lebendige Rosenkranz“ eingeführt. Das ist so, weil sich aufs neue Felix Fabris Erkenntnis Bahn gebrochen hat: »Et est oratio illa devota et solatio, dum homo assuescit«. Gewöhnt man sich ans Rosenkranzgebet, so fördert es die Frömmigkeit und bringt reichen Trost.

Das Stuttgarter Theaterjahr 1911/12.

Am 3. Juli 1912 starb das Interimtheater den offiziellen Tod, nachdem es schon am 18. Juni den Geist aufgegeben und seine Pforten der leichtgeschürzten und wenig kunstbeschwernten Operette geöffnet hatte. Zehn Jahre lang hat die Kunst in den engen Räumen des nach der Brandnacht vom 19. auf 20. Januar 1902 rasch erstellten Gebäudes ein manchmal gar beengtes Dasein gefristet. „Lannhäuser“ öffnete am 12. Oktober 1902 die Interimzeit. Der „Graf von Luxemburg“, der, wie ein Cassenhauer berichtet, all sein Geld „verjurt“, schloß die Notbehelfsära. Diese beiden Werke, die nun zufällig als Marksteine der Kunstpflege in dem verschwindenden Baue stehen, bezeichnen die äußersten Grenzen des Spielplans unserer Hofbühne. Höchste Kunst und gewöhnlichste Unterhaltungsstücke charakterisieren wie jedes so auch dieses Jahr ihren Spielplan.

370 Aufführungen fanden in den beiden Theatern statt, davon 310 im Interimtheater und 60 im Kgl. Wilhelmtheater, von denen 22 vom Württembergischen Goethebund zu Einheitspreisen veranstaltet wurden. Interessant ist, was für Stücke dieser Verein zur Pflege der Literatur auswählt. Fünfmal tauchten Ludwig Thomas „Simplicissimus“-Possen „I. Klasse“ und „Die Medaille“ auf, siebenmal Schönherrs Tendenzstück „Glaube und Heimat“, das mit 23 Aufführungen wieder den Rekord geschlagen hat. Doch wurden auch wertvolle Stücke wie Ibsens „Stützen der Gesellschaft“ (siebenmal), Grillparzers „Rebecca“ (dreimal) und Beethovens „Fidelio“ ausgewählt, während Shaws köstliche „Candida“, Strindbergs wundervolles „Ostern“ und Calderons prächtiger „Nichter von Salamea“ (je einmal) nicht viel Gegenliebe beim Goethebundpublikum wie beim Stuttgarter überhaupt fanden. Im Laufe des Spieljahrs kamen in den beiden Theatern 82 verschiedene Schauspiele und 57 verschiedene Opern zur Darstellung. Das Schauspiel brachte die respectable Zahl von 25 Novitäten, dar-

unter drei Uraufführungen („Lottchens Geburtstag“ von Thoma, „Simson“ von Eulenberg und „Titus und die Jüdin“ von Kjer). Hebbels kühne und gewaltige Tragödie „Herodes und Mariamne“ (neunmal) und Otto Ernsts über alle Maßen leichte und banale Tragikomödie „Die Liebe höret nimmer auf“ bildeten die äußersten Extreme des Spielplans. Eine bemerkenswerte Bereicherung fand mit der Neueinstudierung von Shaws „Helden“ und Ibsens „Kronpräsidenten“ sowie mit der Aufnahme von Shaws bestem Stück „Candida“ und Strindbergs „Ostern“ statt. Letzteres zeigt nun zwar den scharfen Seelenzergliederer Strindberg, nicht aber den starken Dramatiker. Vielleicht bekommen wir in den neuen Häusern auch kräftigere Stücke des genialen Schweden zu sehen, wie den „Totentanz“, „Scheiterhaufen“ oder „Wetterleuchten“. Auch für Shaws köstlichen „Cäsar und Kleopatra“ hätten wir tüchtige Darsteller. Und wenn Thoma und Wedekind hofbühnenfähig sind, so ist nicht einzusehen, warum Strindberg und der seine Tre es nicht noch mehr sein sollten. Frau Pfeiffer-Hofmeister als Kleopatra zu sehen, dürfte sicherlich ein einziger Genuß sein. Daß auch Herbert Eulenberg bei uns endlich zum Worte kam, verdankt er seinem Landsmanne, dem neuen Dramaturgen Dr. Bloem, der seinen „Simson“, ein trotz mancher Bedenken außerordentlich starkes und wertvolles Werk, in mustergültiger Darstellung herausbrachte. Ueberhaupt hatte Dr. Bloem als Dramaturg bisher eine glückliche Hand, sowohl in der Auswahl älterer, hier noch nicht aufgeführter Werke, wie Hebbels „Herodes und Mariamne“, Shakespeares „Coriolan“ und Grillparzers „Weh dem, der lügt!“, wie in der Sichtung anderwärts erprobter Stücke. Auch bei den zur Uraufführung erwordenen Werken war kein eigentlicher Fehlgriß zu verzeichnen. Thomas Herrenabendsschwank „Lottchens Geburtstag“ erwies sich mit neun Aufführungen wenigstens als gutes Kassenstück. Eulenbergs „Simson“ war literarisch das wertvollste und Kjers verfehlte Tragödie hilft vielleicht dem starken Bühnentalente des Dichters auf den richtigen Pfad. Tiefere Eindrücke hinterließ Dr. Bloem aber als Regisseur. Er brachte in den stagnierenden Hoftheaterstil Weerns eine neue Note. Bloems Regie gestaltet von innen, aus dem Herzen der Dichtungen heraus. Die Menschen sind ihr die Hauptsache. Die Szenerie vergift man in „Simson“ und „Gubrun“ ganz. In Weerns „Coriolan“ und „Titus und Jüdin“ aber erschienen zwischen den Kulissen zufällig auch Menschen, die redeten. Aber es war nicht die Sprache der Dichtungen, die unser Ohr traf. Ein dämpfendes Medium schien sich zwischen Zuschauerraum und Bühne zu befinden. Vielleicht macht sich auf der größeren Bühne des neuen Hauses manches besser.

Neben dem Reichtum des Spieljahres an Schauspielnovitäten nimmt sich die Armut an Opernneuheiten etwas sonderbar aus. Offiziell wurden zwar acht neue Werke gebracht. Aber die drei Operetten zweifelhafter Qualität, die die Wienertruppe brachte, darf man wohl kaum rechnen. Böllers „Bigeuner“ erwiesen sich textlich und musikalisch als so minderwertig, daß sie nach zwei Aufführungen vom Spielplan verschwanden. Auch Bittners anderwärts vielgerühmter „Musikant“ fand hier wenig Anklang. Sommers feine Partitur zu „St. Foiz“ entbehrt der dramatischen Schlagkraft und Richard Strauß' „Feuersnot“ war anscheinend eine Art Generalprobe für die kommende Strauß-Woche. Bleibt als Gewinn „Der Rosenkavalier“, der in mustergültiger Weise herauskam und es auf 13 Aufführungen brachte. In solcher Umgebung ragt Strauß natürlich turmhoch über alles hinaus. Ueberhaupt konnten sich die Straußschen Werke der besten Aufführungen rühmen. Wenn Professor Dr. Schillings im neuen Hoftheater ebenso viele Sorgfalt auf die höchst notwendige Neueinstudierung Wagners verwendet, so dürfen wir uns schon im voraus hoher Genüsse erfreuen.

Das Künstlerpersonal weist den üblichen Wechsel auf. Edmund Frank ist gestorben. Mit ihm verloren wir einen echten Künstler und edlen Menschen. Der Heldentenor geht, wie jedes Jahr, und ein neuer kommt. Ausnahmsweise bleibt der „jugendliche Held“ Raoul Uslan, der zwar als solcher meist verjagte, sich dagegen in modernen Stücken als außerordentlich begabter Künstler zeigte. Zu seiner Entlastung als „Heldnjüngling“ tritt im neuen Spieljahr ein Schauspieler ein, der bei seinem Gastspiel fast von der gesamten Kritik so gründlich als möglich abgelehnt und daraufhin engagiert wurde. Auch dem neuen Heldentenor sieht man skeptisch entgegen. Erfreulich bleibt die überraschende Entwicklung der Frau Pfeiffer-Hofmeister, die sich in kurzer Zeit zu unserer bedeutendsten und an Entwicklungsmöglichkeiten reichsten Kraft

Ion wurde eine Marmorbüste auf schwarzem Piedestal aufgestellt zwischen die beiden Fensteröffnungen, die das Totenbett Napoleons eingenommen hatte. Das Schlaf-, Arbeits-, Bade- und Vorzimmer, die zu einem Raum vereinigt worden waren, wurden wieder getrennt. Man trug Sorge, die Zimmer wieder genau so zu tapezieren, wie sie es vorher gewesen waren, so daß 1860 die Wohnung des Kaisers immer wieder in einem annähernd ähnlichen Zustande sich befand wie zuvor. Ein französischer Konservator wurde eingesetzt, dem zwei Gehilfen zur Seite standen. Auch heute noch bildet diese Erinnerungstätte den einzigen Anziehungspunkt der Insel, die immer weniger Leben zeigt. Aber in dem halben Jahrhundert, das seit der Restauration verfloßen ist, hat die Zeit von neuem schwere Spuren des Verfalls hier hinterlassen. Statt der stilsicheren Tapeten sind die Zimmer mit ganz gewöhnlichen Tapeten versehen; die Möbel machen durchaus keinen historischen Eindruck, und das Haus selbst ist in seinen Grundfesten erschüttert; in wenigen Jahren wird es völlig dem Untergange geweiht sein. Die Regierung, die in ihrem Budget 9000 Franken jährlich für die Denkstätten von St. Helena ausgesetzt hat, kümmert sich nicht um die historische Stätte. So verfällt sie zusammen mit der Insel selbst, deren Einwohnerzahl immer geringer wird, und die keine politische oder wirtschaftliche Bedeutung mehr besitzt.

Literarisches.

Belfer. Das Missionsverfahren im apostolischen Zeitalter. Tübingen 1912. 52 S. (Sonderabdruck aus der Theol. Quartalschrift.)

Es hat immer seinen eigenen Reiz, mit Schriften über das Urchristentum sich zu beschäftigen; wie heiliger Frühlingssodem kommt's uns entgegen aus jenen Anfangszeiten der christlichen Kirche. Zumal in unserer Zeit, wo der Missionsgedanke wieder mehr lebendig wird und die christliche Frömmigkeit zur aktiveren Kraft werden soll, ist es von besonderer Bedeutung, das Missionsverfahren im apostolischen Zeitalter kennen zu lernen und die eigene Glaubensbegeisterung zu entzünden an der lobenden, vorwärtsdrängenden Christusliebe der Apostel — und nicht bloß das, sondern sich auch zu bestimmen auf die historischen Grundlagen unseres Glaubens; denn man versucht auf gewisser Seite, das Band zwischen Geschichte und Glaube zu lösen und einem nur gegenwärtigen „erlebten“ Christus, einem abdogmatischen Christentum das Wort zu reden. Beiden Momenten, dem des Intellekts und dem des Herzens, trägt das Schriftchen Rechnung. Es behandelt die Schaffung des Apostelberufes, seine finanzielle Unterlage, Missionsmethode und Inhalt der Missionspredigt in der Juden- und Heidenmission, die lähmenden und fördernden Umstände bei jeder derselben, die erste Organisation in den christlichen Gemeinden, die Quellen für die Kenntnis dieses Missionsverfahrens. — Von ganz besonderem Werte scheint mir der Hinweis zu sein, daß für die Paulinische Missionspredigt in erster Linie die Apostelgeschichte und das Lukasevangelium als Quellen in Betracht kommen. Das bedeutet einen Schuß in die Mitte. In neuerer Zeit nämlich wollte man das Paulinische Evangelium in Gegensatz zu dem der Apostel bringen, und Deißmann in seinem „Paulus“ (1911) redet dem „pneumatischen“ Christus bei Paulus das Wort, d. h. für Paulus sei Christus eine Energie, eine Realität und Macht der Gegenwart, die Paulusfrömmigkeit sei nicht zunächst eine Lehre von Christus, sondern eine Christusgemeinschaft gewesen. Diese Auffassung, welche auf Kosten des Dogmatischen geht, ist einseitig und nur möglich, wenn man irrtümlicherweise die Paulinischen Briefe als erste Quelle für die Missionspredigt des Völkerapostels ansieht, ganz abgesehen davon, daß der Apostel, den in alter Zeit Christofomus und auch in neuester Zeit der protestantische Forscher Wernle (Paulus als Heidenmissionar 1909) als einen der größten Psychologen bezeichnet hat, eine solche philosophische Fassung für seine ersten Missionspredigten als unpsychologisch abgewiesen hätte. Paulus predigte, wie Belfer betont, in genauer Anlehnung an die gemeinchristliche Ueberlieferung; sein Evangelium enthielt dieselben klaren Grundwahrheiten wie das apostolische. Hier wie dort herrscht dieselbe Ueberzeugungseinheit, und diese hat sich gottlob weitergepflanzt in unsere Zeiten, wo unsere Missionäre das nomen christianum in die Heidenwelt hinaustragen. Ohne ein solches „Gottlob“ wird man das Schriftchen nicht aus der Hand legen. Es ist eine kleine, aber liebe Gabe und bietet auch für den höheren Religionsunterricht Stoff, um dort dem Missionsgedanken die entsprechende geistige Unterlage zu schaffen.

Erstkommunionunterricht. Zugleich ein Beitrag für die religiöse Erziehung in der Schule. Von Jos. Schwarz, Pfarrer in Dattenberg. Zweite, vermehrte Auflage. 80. 156 Seiten. Rottenburg 1913, Verlag von W. Bader. 1.80 M., geb. 2.40 M.

„Erstkommunionunterricht von einem Geistlichen der Diözese Rottenburg“, lautete der Titel der ersten Auflage dieses Büchleins, welche in kurzer Zeit vergriffen war. Dieser große Erfolg war der beste Beweis dafür, daß der Verfasser sich gut sehen lassen konnte.

Die zweite Auflage ist um 37 Seiten vermehrt; neu eingefügt wurde ein Vergleichsmeintuch über die Kinderkommunion, eine weitere Replikationsstunde und namentlich Ajetisches (sane Kommunion, Wahrheit, Selbsterlebung). Dadurch wird der pädagogische Wert, welcher diesem Werke besonders eignet, noch erhöht. Von den Verbesserungen gegenüber der ersten Auflage möchten wir hervorheben die bessere Verteilung des Ajetischen Stoffes, die engere Verbindung des Ajetischen Teils mit dem theoretischen, die weitere Ausführung des Beispiels Jesu im Sakrament. Der praktische Teil, vor allem das wichtige Kapitel der Selbsterlebung (S. 55—58, 128 bis 131, 135 bis 138), kann nicht genug dem Studium empfohlen werden; der Katechet kann daraus für die gesamte religiöse Erziehung in der Schule überaus viel lernen.

Meister der Farbe. Europäische Kunst der Gegenwart. Jahrgang 1912, Heft 12. Verlag von G. A. Seemann in Leipzig. Preis des Heftes 3 M., des Jahrgangs 24 M.

Das vorliegende Heft beschließt würdig den 9. Jahrgang. Suzanne Darnes-Grassot's „Kind im Spiegel“ ist eine schlichte Studie nach dem Leben, aber voll graziöser Reizes und feiner Abtönung der Farben. Paul Horst-Schulze zeigt sich in seinem Bilde „Aus den Albaner Bergen als feinsinniger Maler-Poet, der gewisse Elemente seiner nordischen Heimat in die großen stillen Aspekte der südlichen Natur hineinzureben versteht. Henri d'Estiennes „Araberrin am Fenster“ zeichnet sich aus durch reizvolle, weiche und satte Farbengebung, die ein ebenso sicheres, wie raffiniertes Können verrät. Tiefe innere Vertrautheit mit der Natur und ihren stillen Reizen bekundet Jos. Rummelsbachers „Märkischer See“ mit seinem weiten Blick in die herrliche Gottesnatur. Beachtenswert ist die feine und sorgsame Behandlung der Einzelheiten. Fritz Schwab bringt in seinem „Erster Schnee“ eine reizvolle, zarte Studie mit frisch gefallenem Schnee auf Strauch und Baum, die ganz eigenartige dekorative Werte darstellt. Den Schluß des Heftes bildet Jules Alexis Mueniers „Klaviersunde“, ein ruhig gestimmtes, in tief-schwarzem Lebensbild, das durch zahlreiche Reproduktionen bekannt ist. So schließt der Jahrgang dieser echt künstlerischen Zeitschrift ebenso glücklich, wie er begonnen hat. Was er verspricht, das hat er voll gehalten. Ein Band dieser Zeitschrift ist eine Gemäldegalerie im Kleinen, wobei man noch den Vorzug genießt, sie jederzeit zur Hand zu haben, um sich in sie vertiefen zu können. Jedem Kunstfreund sei das schöne Unternehmen wärmstens empfohlen. Das zehnte Jahr der „Meister der Farbe“ beginnt mit dem nächsten Heft. Der Gedanke, das Beste, Interessanteste und Anmutigste, was in Europa gemalt wird, durch Reisen und Suchen zusammenzubringen und in getreuer farbiger Vielfältigkeit jedem Kunstfreunde zugute kommen zu lassen, dieser damals originale Gedanke hat einen Erfolg gehabt, auf den der Verleger nach zehnjähriger Arbeit mit einigem Stolz blicken darf. Heute sei nur an die alten Freunde die Bitte gerichtet, auch weitere Weggenossen zu kleben: denn viele wichtige Künstler, zahlreiche prächtige Bilder, auf die schon das Augenmerk gerichtet ist, fehlen noch, und jeder Tag bringt Neues. Sogleich die Bilder des nächsten Heftes (Januar) werden entzünden: Das Kinderbild des Altmeisters Knaut, das den Anfang des neuen Jahrgangs macht, ist geradezu eine Perle. Auch der literarische Teil, die Kunstschau, wird nicht stehen bleiben; auch sie wird mannigfaltiger an Stoff, reicher an Mitarbeitern werden. Und dann wird es für die Abonnenten des Jubiläumsjahrganges noch eine besondere Ueberraschung, eine Spende, geben, worüber das Januarheft die nähere Mitteilung bringen wird.

Die architektonische Auslese. Herausgegeben von Paul Schmoll und Georg Stachlin. Wiener Barock. Einführung von Walter v. Semetkowsky. Stuttgart 1913, Verlag von W. B. Meyer. Preis geb. 3 Mark.

Dem prächtigen Bande, der die württembergischen Fürstliche behandelte, reiht sich nun das vorliegende Heft an. Es ist den Perlen der österreichischen Barockkunst gewidmet, die an Reichtum der Erscheinungen alle früheren Kulturperioden weit übertrifft, den Städten ein ganz besonderes Gepräge verleiht und die Landschaftsbilder durch die harmonische Einföhrung großartiger Bauten zu unerreichter Wirkung steigert. Nicht mit Unrecht nennt der Verfasser die Barockkunst „Österreichs stolze Kunstperiode“. Das vorliegende Heft beschränkt sich in der Hauptsache auf Wien und die Schöpfungen des Barock in der Kaiserstadt an der Donau. Das Jahr 1683 bezeichnet etwa den Beginn der Vorherrschaft des Barock. Der Tod Karls VI. beendet die glänzende Epoche des österreichischen Barockstils. Die großen Kämpfe lähmen die Schaffenskraft und Schaffensfreude, und die großzügigen Pläne geraten in Stoden. Das aber in der verhältnismäßig kurzen Zeit, da die Barockkunst an der Herrschaft war, in Wien geschaffen wurde, das ist so bedeutend, daß es das helle Entzünden des Kunstlebens hervorruft. Man braucht nur einen Blick in das vorliegende, glänzend illustrierte Heft zu werfen, um einen schwachen Begriff davon zu erhalten, welche eminent künstlerische Werte in diesen Bauten stecken, und wie die Baukunst jener Zeiten es verstanden haben, großzügig und genial zu bauen. Die Abbildungen sind künstlerisch ausgeführt und mit feinem Geschmack ausgewählt, so daß der Leser des Werkes trefflich über die Bedeutung und die Art der österreichischen Barockkunst unterrichtet wird. Das hübsche Heft sollte weiteste Verbreitung finden, die durch den ganz außerordentlich billigen Preis sicherlich erleichtert wird.

**Sonntags-Beilage**

zum Deutschen

Volksblatt.

Verantwortlich: Chefredakteur Jakob Seiwert
in Stuttgart, Urbanstr. 94.

Stuttgart, 26. Januar.

Druck und Verlag der Mt.-Ges. „Deutsches Volksblatt“
in Stuttgart, Ulmungen und Kalen. (20)Inhalt: Kommentar zum Evangelium des hl. Lukas. —
Giovanni d'Allegna. — Nachmals vom Rosenkranz in
Württemberg. — Literarisches.**Kommentar zum Evangelium des hl. Lukas,**von Professor Dr. F. X. Pözl; zweite, umgearbeitete
Ausgabe, besorgt von Prof. Dr. Th. Jnniker (kurzgefas-
ster Kommentar zu den vier hl. Evangelien, 2. Band, 2. Teil),
gr. 8°. XIV und 434 S., Styria, Graz und Wien 1912. 6 M.,
in Leinwand geb. 7 M.

Von Hofrat Pözl, der von anderen Arbeiten in Anspruch genommen war, wurde die Neuherausgabe des Kommentars zum Lukasevangelium seinem „langjährigen Schüler“ und nunmehrigen Nachfolger auf dem Wiener Lehrstuhl für neutestamentliches Bibelstudium, Dr. Th. Jnniker, übertragen. Dieser hat sich dem Geist und Rahmen des ursprünglichen Werkes angepaßt, aber doch eine „ziemlich durchgreifende Umarbeitung“ vorgenommen, infolge deren der Umfang dieser zweiten Auflage gegenüber der ersten um mehr als fünf Druckbogen gewachsen ist. Gleichwohl kann und will die Arbeit immer noch als „kurzgefasster Kommentar“ gelten. „Die vorgenommenen Erweiterungen wollen vornehmlich die Gebrauchsfähigkeit zunächst für die Studierenden der Theologie, nicht zuletzt aber auch für die homiletische und katechetische Praxis erhöhen.“ Das Evangelium wird in ziemlich kleine Abschnitte zerlegt. Auf jeden Abschnitt des „möglichst wort- und sinnetreu und dabei gut deutsch wiedergegebenen Schrifttextes“ folgt die Erklärung, die übersichtlich und für den Gebrauch bequem gestaltet ist. Der textkritische wie der auf die griechischen Ausdrücke genau eingehende philologische Apparat ist unter den Strich verwiesen. Eine knappe Einleitung bringt das Allernotwendigste über die Abfassungsverhältnisse des Evangeliums. Der Anlage der Pözlschen Evangelienkommentare gemäß scheidet die Behandlung der Leidens- und Auferstehungsgeschichte aus dem vorliegenden Bande aus, da diese den Gegenstand eines eigenen, die Darstellung aller vier Evangelien zusammenfassenden Bandes bildet. Die Erklärung reicht demgemäß nur bis zum Schluß des 21. Kapitels. Auf die Aufhellung des zeitgeschichtlichen Hintergrundes, welchen Lukas ja mehr als die übrigen Evangelisten heranzieht, wird ein besonderes Augenmerk verwendet. Die Abschnitte der Lukaszählung werden stets in Vergleich gebracht zu den Parallelstücken der anderen Evangelien, die Erklärung nach diesen ergänzt, Differenzen ausgeglichen. Wo immer möglich, wird auch, was besonders wertvoll ist, dem Erzählungsstück seine chronologische Stellung angewiesen, bezw. gesagt und begründet, bei welchem Evangelisten sich die richtige chronologische Anordnung findet. So wird z. B. bemerkt, daß Lukas mit seinen Berichten über den Sabbatkonflikt (6, 1—11), die Apostelwahl usw. (6, 12—19) und die Bergpredigt (6, 20—49) die historische Reihenfolge der Ereignisse hiebt gegenüber der pragmatischen Anordnung des Matthäus. In anderen Fällen aber wird die chronologische Abfolge des Matthäus oder Markus bevorzugt. Denn die im Vorwort ausgesprochene Absicht des Lukas, er wolle „der Reihe nach“ die Ereignisse darstellen, wird im Anschluß an Beller dahin verstanden, daß der Evangelist die erzählten Begebenheiten wohl im großen und ganzen in chronologischer Reihenfolge, aber doch zugleich auch nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet habe. Der ganze Stoff wird auf eine dreijährige Wirksamkeit Jesu verteilt, in welche vier Osterfeste fallen. Der Sabbatkonflikt (6, 1 ff.) bezeichnet die Nähe des zweiten Osterfestes. Die Apostelwahl (6, 12 ff.) wird in den Anfang des zweiten Lehrjahres Jesu verlegt; die Speisung der Fünftausend (9, 11 ff.), die erheblich später fallen müsse, kurz vor das dritte Pascha angelegt. Sorg-

fältig ist das klassische Vorwort (1, 1—4), eregetisch: Lukas schreibt seinem Evangelium nur einen relativen Vorzug vor den vorausgegangenen Arbeiten der „vielen“ zu. Die letzteren sind weder kritiklose oder fragmentarische, noch apokryphe oder häretische Schriften. Sowohl Markus als Matthäus können zu ihnen gerechnet werden. Die beiden ersten Evangelien sind also Quellen des dritten. Zu 1, 35 hätte ich eine nähere Aussprache darüber gewünscht, wie die anscheinend eregetisch sich nahelegende Gottessohnschaft zur dogmatischen sich stellt. Das „15. Jahr der Regierung des Kaisers Tiberius“ (3, 1), in welchem die öffentliche Tätigkeit Jesu anhebt, wird vom Beginn der Mitregentschaft des Tiberius (764 a. u. c.) an gerechnet und als das Jahr 779 bestimmt. Die Stammtafel (3, 23 ff.) wird in Anlehnung an die bedeutungsvollen Untersuchungen von Geer als Stammbaum Marias erklärt. (72 Glieder, Joseph ist nicht mitzuzählen, „Jesus... war der Sohn des Heli“, welcher der Vater Marias ist.) Diese auch durch die Tradition gestützte Annahme scheint immer mehr Zustimmung bei den katholischen Gelehrten zu finden. Indem sie den Lukas die wirkliche Abstammung Jesu durch Maria von David geben läßt, während sie bei Matthäus den Stammbaum Josephs annimmt, beseitigt sie mit einem Schläge alle aus den Abweichungen der beiden Geschlechterregister sonst sich ergebenden Schwierigkeiten. Die salbende Sünderin (7, 36 ff.) wird unter eingehender Begründung sowohl mit der Maria Magdalena (8, 2), als auch mit der Maria von Bethanien identifiziert. Der sogenannte Reisebericht (9, 51 ff.) wird gewiß mit Recht als ein Bericht über verschiedene Reisen Jesu gefaßt, in den aber wohl auch einzelne einer früheren Zeit angehörige Ereignisse aufgenommen seien. Das Verhältnis dieses Abschnitts zur Darstellung des Johannesevangeliums wird dahin bestimmt: Luk. 9, 51—62 steht parallel mit der Reise zum Laubhüttenfest (Joh. 7, 1—10), Luk. 10, 1—13, 21 berichtet die Tätigkeit Jesu zwischen Laubhütten- und Tempelweihfest (ist also zwischen Joh. 10, 21 und 10, 22 einzureihen), Luk. 13, 22—17, 11 schildert die Tätigkeit von der Zeit nach dem Tempelweihfest bis zur Reise nach Bethanien zwecks Auferweckung des Lazarus (vor Joh. 11, 1 einzufügen). Ein Wort- und Sachregister erhöht die praktische Brauchbarkeit des Buches. Vielleicht hätte noch öfter, als es geschieht, auf die Garantien für den historischen Wert der lukanischen Erzählung hingewiesen werden dürfen, so insbesondere bei der viel angefochtenen Kindheitsgeschichte.

Dr. E. Dentler.

Giovanni d'Allegna.

Ein deutscher Künstler des 15. Jahrhunderts.

Von Dr. Max Schermann.

Die Geschichte der Kunst ist immer noch das Land der Entdeckungen und Ueberraschungen. Manche ehemals wesentliche Persönlichkeit, deren Existenz fast einzig an der Weiterführung des bloßen Namens hing, gewinnt durch die unverbrochenen archivalischen und stilkritischen Studien an Inhalt und Umriß. Besonderer Beachtung wert ist das Wiedererleben einer einst bedeutungsvollen Künstlerindividualität, die bis heute unter dem Reichthum der italienischen Frührenaissance verschwunden war. Das Auferstehen dieses deutschen Künstlers ist besonders um deswillen ein Ereignis, weil wir bisher vom Norden aus voll Dankbarkeit für die überkommenen Anregungen nach dem italienischen Heimatland der neuen Kunstweise blickten, ohne in richtiger Kenntnis und Würdigung auch unseren Platz an der aufgehenden Sonne der Renaissance gefordert zu haben.

Diesen Anspruch zu rechtfertigen, wird instinktiv Gio-

vanni d'Allegna berufen sein, dessen Persönlichkeit und Kunstweise durch gemeinsame Bemühungen italienischer und deutscher Gelehrter in allerjüngster Zeit immer deutlicher hervortritt. Die Kunstgeschichte hatte bisher den Namen des „Johannes Mamanus“ als Giovanni d'Allegna in einer Firmenvereinigung zusammen mit Antonio Vivarini weitergeführt. Der letztere war das Mitglied jener zahlreichen Künstlerfamilie Venedigs, die sich nach dem durch seine Mosaik- und Glasfabrikation berühmten kleinen Eiland bei der Lagunenstadt die Schule von Murano nannte. Sein freiestes und schönstes Werk, eine Anbetung der drei Könige, befindet sich im Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin. Außerdem ist von seiner Hand allein ein Altar in Parenzo in Istrien vorhanden und ein solcher in S. Zaccaria in Venedig. Als gemeinsame Arbeit gehört beiden das große Altarwerk der Accademia in Venedig an, auf dem sich der Meister selbst als Johannes Mamanus, dessen Arbeit weit überwiegt, und Antonius d. Murano bezeichnen. Ueberhaupt waren es vor allem Altarwerke, die aus ihrer gemeinsamen Werkstatt hervorgingen. Dagegen wird ein neuerdings zum erstenmal in der kunstwissenschaftlichen Literatur beachtetes Madonnenbild in der Chiesa dei Filippini zu Padua als Arbeit des „deutschen Johannes“ erklärt (Karl Gebhard in den Monatsheften für Kunstwissenschaft, Oktober 1912, S. 395 ff.). Sein frühestes Werk dürfte sich in der Pinacoteca von Città di Castello befinden; andere sind in der Brera und im Museo Poldi zu Mailand aufbewahrt.

Nunmehr haben stilkritische, peinlich genaue Untersuchungen die Verhältnisse der teilweise zusammenarbeitenden Maler geschieden, wobei der Deutsche sich als der Größere erwies, dem der welsche Meister Unterweisung und Anregung verdankt. Damit wird dieser bedeutende Künstler des deutschen Nordens erst in richtiger Weise in die Kunstgeschichte eingeführt.

Die archivalischen Urkunden haben bisher über unseren Landsmann nur wenig zu sagen gewußt. Es ist festgestellt, daß, nachdem Giovanni sich längere Zeit in Venedig aufgehalten, er und Antonio sich in die Listen der Padovaner Malerzunft eintragen ließen. Als Zeitpunkt der Uebersiedelung wurde die Zeit vom 20. Oktober 1447 bis zum 4. November 1448 ermittelt. Padua genoß in jenen Zeitläuften den Ruhm einer bedeutenden Kunststadt. Dort hatte Francesco Squarcione der Entwicklung der Renaissance mächtigen Vorschub geleistet vor allem durch die Gründung seiner Akademie und die Sammlung von klassischen Vorbildern zu Studien. Hier erhielten die beiden Maler auch den Auftrag, die Capella Obertani in der Eremitani, dem Ruhmestempel der Freskenkunst Mantegnas und seiner Schule, auszuschnüden. An der Vollendung hinderte der Tod Giovanni's, der vor dem 9. Juni 1450 erfolgte.

Dem „deutschen Johannes“ war es nicht so leicht gemacht, in welschen Landen sein Deutschtum zu erhalten. Zwei italienische Gelehrte, Zaccarini und Moschetti wollten nachweisen, daß er eigentlich kein Deutscher sei, sondern ein Padovaner von Geburt und nur der Sohn eines in Padua eingewanderten deutschen Malers Johannes, der sich mit einer Frau aus Piacenza vermählte und 1431 das padovaniische Bürgerrecht erhielt. — Dem ist nicht so. Abgesehen von schweren chronologischen Bedenken, bezeugen unserer Johannes auch padovaniische Urkunden als „magister Johannes Ledescus“, und er selbst hat als „Joanne Mamanus“ unterschrieben, was nicht der Fall sein könnte, wenn er bereits naturalisierter Italiener geworden wäre. Auch sind die nordischen Elemente in seiner Kunst offensichtlich zu stark, als daß sie ihm erst aus zweiter Hand vermittelt sein möchten. Vielmehr ist er ein in deutschen Landen geborener Maler von bedeutenden Talenten.

In seiner Kunst finden sich verschiedene Elemente vor: Anklänge an die älteren Venezianer und an umbrische Vorbilder, denen er in der Lieblichkeit seiner schlanken Figuren und in der hellen freundlichen Färbung, selbst in dem reichen Aufbau ähnelt, wobei starke deutsche Elemente vor allem in einzelnen Typen, ebenso in der Färbung, in der Anordnung der Gruppen inmitten eines „Rosenhags“ und sonst bemerkbar sind.

Ueber die Heimat des deutschen Anteils seiner Kunst finden sich in den Urkunden keine Aufschlüsse. Man hat bisher die Kölner Schule als seine Lehrmeisterin angesehen mit ihrer durch Stephan Lochner in Form und Farbe weitergebildeten Kunst. Späterhin wurde er auch nach seinem im venezianischen Archiv gefundenen Testament eines Johannes de Augspurg mit diesem identifiziert.

Nachdem aber der Italiener Lazzari das Todesjahr Giovanni's ermittelte, erwies sich diese Annahme als unmöglich. Neuestens hat Karl Gebhard in einer Reihe trefflicher Arbeiten versucht, ihn in die Entwicklung der Nürnberger Malerei einzugliedern. Dazu gelangte er namentlich durch den auffallend nahen Zusammenhang der Kunst Giovanni's mit den Werken des Nürnbergers Hans Weurl, des Schöpfers der Simeonfahrt Mariä, des berühmten Luchera Itares in der Frauentirche zu Nürnberg. Doch ist damit nicht etwa der Lehrmeister Giovanni's gefunden. Denn beider Werke sind gleichzeitig. Vielmehr ist die tiefgehende Gemeinsamkeit auf die gemeinsame Lehrzeit zurückzuführen. Me drei, den Vivarini mitgerechnet, waren in Venedig und mögen auch dort die Lehre des gleichen Meisters, vielleicht Giambonos, genossen und unter dem Einfluß Pisanellos und anderer sich weiter entwickelt haben. Sicher ist, daß Giovanni die künstlerisch stärkste Natur der drei Malerkollegen war und auf seine beiden Zunftgenossen einen entscheidenden Einfluß gewann, mit dem er teilweise Werkstatt und Firma teilte. Gleichwohl wäre die innere Wesensgleichheit z. B. ihrer Madonnen und Heiligen nicht erklärlich, wenn nicht die Kunst Giovanni's mit derjenigen des Nürnbergers schon in der ersten Wurzel eins gewesen wäre: sie war auf dem Boden der Nürnberger Malerei entstanden. Denn Giovanni's Kunst ist, wenn wir durch die italienische Hülle hindurchdringen, nicht so fast auf den lyrisch-weichen Ton der Kölner gestimmt, noch atmet sie deren mystisch-träumerischen Geist. Sie verrät auch nicht die epische Schilderungslust der Schwaben mit ihrem lebendigen Sinn für Wirklichkeit. Vielmehr tritt uns der strenge Geist der Nürnberger entgegen, die sich im Anfang des 15. Jahrhunderts fast ausschließlich mit Darstellung von Heiligen befaßten, die sie vortrefflich zu befehlen und monumental zu gestalten verstanden.

Dieser Verkehr der handeltreibenden Kaufmanns- und Kunststadt Nürnberg mit der Königin der Adria ist nichts Neues. Früher und später zogen zahlreiche Künstler über die Berge nach dem Süden und brachten reichen Gewinn nach Hause. Die Nürnberger Patrizieröhne holten sich im großen Getriebe des venezianischen Welt Handels gesteigerte Kenntnisse und feinere Sitte. Ja selbst Gesetze wurden von den Lagunen in die Regnitzstadt übertragen. Konnte sich doch die Regierung von Venedig ohne Widerspruch räumen, die Nürnberger seien erst durch den reichen Verkehr mit ihrer Stadt „geriffenmaßen von nichts zu den größten Reichthümern gelangt“.

Für alle diese Anregungen, namentlich für die Förderung der Kunst, hat sich Nürnberg schon in dieser frühen Zeit dadurch dankbar erwiesen, daß es seiner Lehrmeisterin einen der größten Meister ihrer frühesten Kunstblüte geschenkt hat — Giovanni d'Allegna.

B. Nochmals vom Rosenkranz in Württemberg.

Das Signal zur Verbreitung des Rosenkranzgebetes in Deutschland gab die Gründung der Kölner Rosenkranzbruderschaft (1475). Sofort fand es Widerhall auch in unserer schwäbischen Heimat. Denn nach Joh. Andr. Coppenstein, De fraternitatis sanctissimi rosarii B. V. Mariae ortu etc., Köln 1613, p. 380, erfolgten nach Ausweis des Kölner Bruderschaftsbuches in den Jahren 1475—1479 nicht weniger als 300 Anmeldungen »ex Suevia«, und später »ex Ulma Sueviae supra 4000« und wieder »totidem (t. h. 2000) ex Suevia«. Daraus scheint hervorzugehen, daß die Ulmer Rosenkranzbruderschaft an die Kölner angegliedert war. Das Ulmer Rosenkranzbüchlein von 1483 ist benützt in Alb. Sollingers Paradisus voluptatis, einer populären Rosenkranzschrift, die 1649 in Konstanz vom Lektor des dortigen Predigerklosters, Fr. Dom. Aurnhammer, wohl einem gebürtigen Schwaben, neu aufgelegt wurde. Neben Ulm hatte Weingarten schon sehr früh eine Rosenkranzbruderschaft mit eigener Kapelle und Kaplanei, die 1584 bis 1588 eine neue Organisation erhielt.

Den Ruhm, Urheber einer Art des Rosenkranzgebetes zu sein, teilt mit Ursula Haider der bekannte Humanist Jakob Locher Philomusus von Ebingen. In den Weihnachtsferien 1499 verfaßte er aus Liebe zu Christus im Gegensatz zu gewissen Fabelbüchern ein »Rosarium celestis curie et patrie triumphantis« und widmete es dem Abt Konrad Khuen von Wiblingen. Dasselbe besteht aus zwölf beziehungsweise 13 Gedichten zu Ehren Gott des Vaters, des Sohnes, des Heiligen Geistes, der Menschheit Christi, der seligsten Jungfrau, der heiligen Engel, der Patriarchen und Propheten, der Apostel und Evangelisten, der Märtyrer, der Bekenner,

Kirchenlehrer, Mönche und Einsiedler, der Jungfrauen und Nonnen, der Witwen und schließlich aller Heiligen. Nach jedem Lied soll ein Vater unser und Ave Maria und nach dem 12. auch noch der Glaube gebetet werden. Lied 13 ist das zusammenfassende Schlußgebet. Auf dem Titelblatt lehrt er, wenigstens von 1514 an, der große Rosenkranz bestehe aus 50 P. n., A. M. und 5 Credo, der kleine dagegen nur aus dem fünften Teil dieser Gebete. Trotz dieser Willkür verspricht er dafür verschiedene Ablässe, welche Alexander VI., der päpstliche Legat Raymond, Bischof Vitus von Bamberg und dessen Weihbischof verliehen hätten. Von dieser Schrift Lochers existieren Drucke von Ingolstadt, Nürnberg und Wien aus den Jahren 1499, 1512, 1514, 1516 und 1517. Die Drucke sind je mit einem Holzschnitt geschmückt. Der von 1499 zeigt nach Papst Gott Vater, wie er das Kreuz Christi hält, auf dessen rechtem Arm die Taube des Heiligen Geistes sitzt, und unter dem Maria und Johannes stehen, der von 1516 nur eine weibliche Person. Die Holzschnitte von 1512 und 1514 stellen ein Allerheiligenbild dar. Ein Rosenkranz von 50 kleinen und 5 großen Rosen wird durch ein mit 8 Rosen geschmücktes Kreuzifix in drei Teile geteilt. Ueber dem Kreuz sind Gott Vater, Maria mit Jesuskind und ein anbetender Engel dargestellt. Die Räume unter den Kreuzarmen teilen zwei Mäandergewinde in drei Etagen mit Heiligen. Erkennbar sind Moses, David, Johannes Bapt., Petrus, Paulus, Johannes, Stephanus, Erasmus, Gregor, Hieronymus, Barbara, Katharina, vielleicht auch Dionysius und Magdalena. Ueber dem Rosenkranz erblickt man das Schweitztuch Christi, die sogenannte gregorianiſche Messe und die Stigmatisierung des hl. Franziskus. Dieser letzte Gegenstand dürfte in Beziehung stehen zu dem am Schluß der Schrift stehenden Lobgedicht »pro divi Francisci Seraphici sectatoribus, rosarii divi promotoribus«. Unter dem Rosenkranz knien Papst und Kaiser mit Gefolge beim Rosenkranzgebet. 1514 ist dafür das Fegfeuer angebracht, aus dem Engel retten. Locher war auf seinen Rosenkranz nicht wenig stolz. Der Holzschnitt in der Comparatio mulae ad Musam zeigt ihn mit Kreuzesfahne und Rosenkranz (Gebetschnur) in der Hand. Solche hatten auch zwei Pilger auf dem alten Frescobild des alten Seelhauses in Ravensburg.

Bedeutend näher steht unserm jetzigen fremdenreichen Rosenkranz ein anderer schwäbischer Humanist, auf den mich in Anschluß an den Rosenkranzartikel in Nr. 31 und 32 dieser Sonntagsbeilage vom 4. und 11. August v. Js. Herr Pfarrer Wolf in Gröningen gütigst aufmerksam machte. Es ist der oft so derbe, fast gemeine Heinrich Bebel von Jüstingen. Er schrieb in Hexametern einen »Egregius modus orandi rosarem coronam matris Mariae«. Derselbe ist enthalten in einem jechtblättrigen Leipziger Druck in 4^o von c. 1510, von dem sich ein einziges Exemplar auf der Herzoglichen Bibliothek in Wolfenbüttel erhalten hat, das in dankenswertester Weise zur Einsichtnahme auf die Kgl. Landesbibliothek in Stuttgart überandt wurde. Bebel schließt sich an Gedanken des Rosenkranz-apostels Alanus an, behandelt sie aber mit dichterischer Freiheit. Ueber die Zusammensetzung des Rosenkranzes sagt er:

»Quinque rose rubeant intincte sanguine Christi
Et decies quinque tum virginis alba pudore
Lilia candescant recolendaque gaudia signant.«

Demgemäß beginnt Bebel den Rosenkranz mit dem Credo und betrachtet bei den Ave Maria Verkündigung und Heimsuchung, Christi Geburt und Wiederfinden im Tempel und Mariä Himmelfahrt, bei den Vater unsern, die Blutbergiehungen Jesu am Delberg und an der Geißelsäule, die Dornenkrönung, das Kreuztragen und Kreuz und schließt seine Anweisung mit der Mahnung:

»Non adeo impediatur vehementer te tam labor ullus,
Quin ter in hebdomada cingas sua d. h. der Virgo)
tempora lauro.«

D. h.: Trotz aller Arbeit jede Woche drei Rosenkränze!

Der seltene Druck enthält außerdem den im Titel an erster Stelle genannten »De sancta Anna, matre Marie, hymnus«, ein Marienlied Bebel's und eine Ode von Locher auf die hl. Katharina. Trotzdem erscheint die Belehrung über das Rosenkranzgebet als das wichtigste Stück. Beweis hierfür das Titelbild: die gekrönte Madonna thront auf einem Sessel, dessen Lehnenenden oben von zwei Löwen flankiert sind. Das nackte Kind, von der Mutter gehalten, schreiet auf ihrem Schoße aus und breitet die Hände nach den geistlichen und weltlichen Rosenkranzbetern unter Führung von Papst und Kaiser. Ueber dem Throne schweben Engel mit Rosenkränzen in den Händen.

In dieser Beleuchtung erscheint die Uebung des Rosenkranzgebetes als ein Stück Heimatspflege, als Pflege schwäbischen Sinnes aus alter Zeit.

Literarisches.

Aus Kunst und Leben. Von Dr. Paul Wilhelm v. Keppeler, Bischof von Rotenburg. Vierte und fünfte vermehrte Auflage. Mit 6 Tafeln und 140 Abbildungen im Text. Freiburg i. Br. 1913, Verlag der Herberschen Verlagsbuchhandlung. Gr. 8^o. X und 384 Seiten. Preis geh. 6.50 M., geb. in Leinen 8 M., in Halbfranz 9.50 M.

»So oft wir ein Buch Keppelers aufschlagen, überkommt uns die beglückende Empfindung, als wären wir dem friedlosen Treiben des Tages entrückt, als täten sich uns die Pforten eines stillen, von sonniger Andacht erfüllten Gottesgartens auf. Was Keppeler in so besonderem Maße auszeichnet, ist ja nicht bloß das tiefe Verständnis, mit dem er die Welt der Erscheinungen betrachtet, sondern in noch höherem Grade jenes liebevolle Erfassen auch des kleinsten und unscheinbarsten Objekts seiner Beobachtung. Es ist der Hauch des Ewigen, der sich verflärend über alles bereitet, was seine Künstlerhand gestaltet. . . .« So urteilt im Deutschen Adelsblatt 1911 Nr. 34 Heinrich v. Wedel über die Schriften des Hochw. Bischofs Dr. v. Keppeler. Und in der Tat: die Schriften des geistvollen Verfassers zeichnen sich durch köstlichen, wertvollen Inhalt, elegante, geschmackvolle, vollendete Form und meisterliche Handhabung des sprachlichen Ausdrucks aus. Das zeigt so recht auch ein Blick in die neue Auflage des Werkes »Aus Kunst und Leben«. Das Buch hat folgenden Inhalt: 1. Das religiöse Bild für Kind und Haus. 2. Gedanken über Raffaels Cecilia. 3. Helgoland. 4. Leo XIII. 5. Der Gemäldebund von Burgfelden in Württemberg. 6. Bilder aus Venedig. 7. Deutschlands Riesentürme. 8. Michelangelo's Jüngstes Gericht. 9. Christliche und moderne Kunst. 10. Siena. 11. Die Rotenburger Dombaufrage. Diese in einem hübsch und geschmackvoll ausgestatteten Bande vereinigten Essays kunsthistorischen und kunsthistorischen Inhalts zeichnen sich durch Klarheit, Eigenart, Schönheit, Kraft und Eleganz der Sprache, anschauliche, fesselnde Darstellungsweise und eine Fülle geistvoller, origineller Gedanken aus. Kein Gebildeter wird das Buch ohne reichen inneren Gewinn aus der Hand legen. Er wird viel des Interessanten, Neuen und Wertvollen darin finden und den Eindruck gewinnen, daß ein kenntnisreicher, vielseitiger, begeisterter und geistvoller Kunstfreund und scharfsinniger Beobachter darin zu ihm spricht, der auf dem sichern Grund gründlicher und eingehender Studien an seine Aufgabe herantretet und sie glänzend löst. In unserer, nur zu sehr unter den beklagenswerten Höhen einer Treibhaus- und Ueberkultur leidenden Zeit ist es ein doppelt willkommener Genuß, sich in diese fesselnden Aufsätze zu vertiefen und vielfache Anregung und Belehrung aus ihnen zu schöpfen. Der Aufsatz über die Dombaufrage in Rotenburg ist gerade jetzt wieder aktuell, nachdem der Dombauverein ins Leben getreten ist, der es ermöglichen soll, den schönen, weit ausschauenden Gedanken in knirschiger Wälder zur Durchführung zu bringen. Möge die kostbare Gabe auch in den neuen Auflagen sich zu den alten recht viele neue Freunde gewinnen! Die Ausstattung des Werkes ist, wie es bei dem altrenommierten Verlag nicht anders zu erwarten ist, glänzend, und die zahlreichen Abbildungen dienen trefflich dem Zwecke, das geschriebene Wort durch das Bild zu ergänzen und zu erläutern.

de Mathies P. Mgr., Gott, dein Nächster und du. Ein Taschenbuch für gebildete Katholiken. Petrus-Verlag, Trier 1912. 100 S. Kartoniert 1.30 M.

Tut unsern gebildeten Kreisen eine religiöse Lektüre, zumal auch solche erbaulichen Tons, so not, daß sie geradezu darauf verpflichtet werden müssen, dann haben sie auch das Recht, eine ihrem Bildungsstande und ihrer Lebenslage konforme religiöse Literatur zu beanspruchen. Doch noch im unlängst erschienenen Buch: »Die Kirche und die Gebildeten« sagt dessen Autor, Dr. Schulte, über den empfindlichen Mangel an religiösen Schriften, »die den rechten Ton treffen«. Speziell die rein ästhetisch-erbauliche Literatur lasse stark zu wünschen übrig, für deren mannigfache Uebertreibungen und Einseitigkeiten auch ein »tiefgläubiger Laie« sich nicht erwärmen könne. Eine Statistik von religiösen Schriften, bearbeitet nach billig aufgestellten Grundsätzen für deren Inhalt und Form, müßte nur zu dürftig ausfallen. Dem beklagten Mangel abzuwehren, haben nun jüngst erschienene Schriften und Bücher bekommen. Unter diesen gebührt besonders rühmende Erwähnung das angezeigte von de Mathies. Das Büchlein sieht es ab auf die Meduzierung der Lauffeinkatholiken zugunsten der echten, innerlichen Befehmer Jesu. Entfernt eine Verteidigung des katholischen Glaubens oder ein »abgerundetes System der Moral und Ästhetik« zu bieten, will es nur »Anregungen zur Einker bei sich selbst« geben. Doch der Züricher akademische Seelsorger reicht mit seiner köstlichen Gabe den katholischen Hochschülern, denen er sie vorab gewidmet, wie den Gebildeten überhaupt, mehr, als er im Vorwort verspricht. Die zwölf ersten Kapitel offerieren sich als geist- und gemütvoll Ansprachen über das Thema: »Gott, dein Nächster und du«. Sie muten den Leser an wie persönliche Freunde des Briefe, die zum Weiterlesen und Weiterhören zwingen. In cc. 15-17 schenkt er uns drei reichhaltige und reichgegliederte Betrachtungen über »das Ende«, »Die Vorbereitung auf das Ende« und »Die Jüngerschaft Jesu«, von denen jede einzelne wieder eine Kette von Meditationen leicht ermüßlicht. Zum förmlichen Gebetbüchlein wird das Betrachtungsbüchlein durch die sicher jedem Bemühter